



10. u. 11. III. 22 wurde unter dem Vorsitz von Herrn Oberschuldirektor Dr. Kremmer als staatlichem Kommissar die Reifeprüfung abgehalten, die sämtliche Prüflinge bestanden. Von Heimzöglingen hatten sich der Prüfung unterzogen: Bernd-Rütger von Gosler (Burgund), Sohn des Oberstleutnants a. D. von G., Rathenow; Kurt Heuser (Wettin), Sohn des verstorbenen Majors H.; Karl-Erich von Kaphengst (Burgund), Sohn des verstorbenen Rittergutsbesizers von K., Ernst Pauls (Zähringen), Pflege Sohn des Dr. iur. Borchardt in Berlin; Walter Stude (Burgund), Sohn des Generaloberarztes a. D. und Medizinalrates Dr. St. in Hannover; Hellmut von Wilamowitz-Möllendorff (Oranien), Sohn des Grafen von W.-M. auf Sabow, Priegnitz; Hans-Holm von Wedelsädt (Zähringen), Sohn des Rittergutsbesizers von W. in Kaufbe, Niederlausitz. Ferner bestanden das Examen die ehemaligen Heimler: Volkard Linke (Zähringen), Sohn des Generaldirektors L. in Berlin, und Dietrich Michalowski (Staufen), Sohn des Bankdirektors M. in Berlin.
17. III. 22 veranstaltete die Geigerin Fräulein Paula Bod mit dem Organisten K. Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Herrn Frih Heitmann (Orgel), ein Konzert im Festsaal des Gymnasiums. Neben älteren Meistern hörte man Werke von Bach, Reger und Liszt in vollendeter Ausführung. Der Beifall war außerordentlich stark.
25. III. 22 fand unter zahlreicher Teilnahme von Angehörigen die feierliche Entlassung der Abiturienten statt. Im Namen der Abiturienten sprach Bayer, in dem der Schülerschaft der Unterprimaner von Arnswaldt. Die Entlassungsrede hielt Herr Studienrat Dr. Fliedner. Als literarische Gabe der Unterprimaner folgte eine dramatische Vorführung: „Sektors Lösung“ von Dr. Koehler. Herr Oberschuldirektor Dr. Kremmer verteilte sodann die Reisezeugnisse und entließ die Abiturienten mit den besten Segenswünschen. Das „Comitat“, gesungen vom Schülerchor, schloß die Feier ab. — Am Abend vereinigte im „Alten Krug“ ein Kommers Abiturienten, Lehrer, Primaner und Freunde der Anstalt.



Die alten Kameraden



- Karl-Henning von Kameke (09-15 Burgund) in Großenhagen (Pommern), Leutnant a. D., und Frau Elisabeth von Kameke, geb. von Petersdorf zeigen die am 3. März 22 erfolgte Geburt eines Sohnes an.
- Manfred Graf von Schwerin (11-15 Zollern) in Schmuggow (Pommern) und Frau Gertha Gräfin von Schwerin, geb. von Rossik, zeigen die am 12. März 22 erfolgte Geburt eines Sonntagmäbels an.

Ein ehemaliger Heimler, der nicht genannt sein will, hat neulich unser Konto um 500 Mark vermehrt. Wir möchten nicht verfehlen, ihm auch von dieser Stelle aus herzlich zu danken. Die Schriftl.

Unserer Elternschaft können wir die erfreuliche Mitteilung machen, daß die Jungen in Zukunft — vielleicht schon jetzt zu Ostern — für ihre Ferienreisen von und zur Heimat nur noch die halben Fahrpreise in der III. Wagenklasse zu bezahlen haben.



Dahlemer Blätter
Aus dem Schülerheim

Nr. 1 2. Jahrgang April 1922

Als Handschrift gedruckt. Erscheint in der ersten Hälfte jeden Monats. Halbjährlicher Bezugspreis 10 Mark. Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter). Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Liebe alte Kameraden!

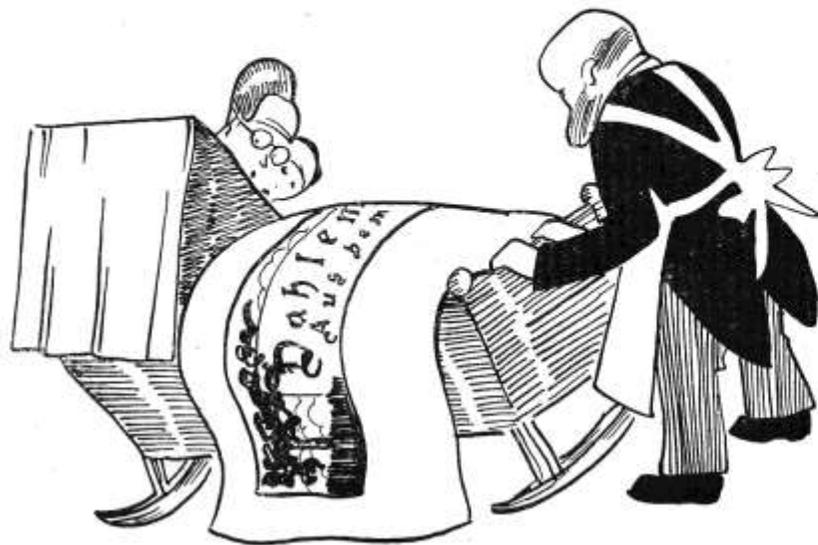
Der zweite Jahrgang der „Dahlemer Blätter“ beginnt mit dieser Nummer. Wir begrüßen unseren bisherigen treuen Leserkreis und hoffen, daß alle, die bisher an unserem Blättchen Freude hatten, ihm auch weiter die Treue halten werden. Daß wir mit unseren Absichten das Richtige getroffen haben, beweist die rege Teilnahme, die uns von allen Seiten entgegengebracht wurde, und besonders der „Dahlemer Tag“, in dem das vergangene Jahr seine wohlgelungene Krönung fand.

An dieser Stelle drängt es uns aber vornehmlich, all denen zu danken, die durch ideelle oder materielle Förderung unseren Mut stets von neuem belebt haben. Oft sahen wir mit Sorge in die Zukunft: Die Kosten für den Druck und den Versand der „Dahlemer Blätter“ stiegen von Monat zu Monat, und unser „Betriebskapital“ schwand dahin. Da haben uns immer wieder die „freiwilligen Beiträge“, die oft in beträchtlicher Höhe gespendet wurden, ein Durchhalten möglich gemacht. Und diese liebevolle Fürsorge, die uns im verflossenen Zeitabschnitt in so dankenswerter Weise zuteil wurde, hoffen wir auch in der Folgezeit genießen zu dürfen. Deshalb wollen wir auch nicht — wiewohl es bei der Steigerung der Kosten und der zunehmenden Geldentwertung nur natürlich erscheint — den Bezugspreis erhöhen, sondern alles beim alten lassen.

Dieser letzte Grundsatz soll auch für Anlage und Ausstattung der „Dahlemer Blätter“ gelten, wobei wir aber nach Möglichkeit natürlich jeder fruchtbaren Anregung, die aus unserem Leserkreise kommt, zu folgen uns bemühen werden. Und da drängt sich zum Schluß noch eine Bitte auf, die wir seinerzeit in der 1. Nummer des 1. Jahrgangs aussprachen: Wir bitten um noch mehr Mitarbeit am Inhalt des Blattes. Niemand soll sich nur als Leser, jeder soll sich als Mitarbeiter fühlen. Möge dieser 2. Jahrgang von Euch allen ebenso freundlich aufgenommen werden wie der erste.

Die Schriftleitung.

Unser „Säugling“



zu Beginn



und zum Schluß des ersten Lebensjahres.
Jetzt „geht“ er.

Erinnerungen aus dem Werdegang des Schülerheims

von Kurator Dr. Richter.

VIII.

In der Januarnummer habe ich, veranlaßt durch die Einführung des „Umlageverfahrens“, mit meinen Erinnerungen einen Seitensprung getan und unter dem Sondertitel „Ein Stückchen Wirtschaftsgeschichte“ eine Gedankenreise quer durch die bisherigen 14 Lebensjahre des Heims unternommen. Das Thema war, wie sich die großen Weltereignisse, insbesondere die Umwälzungen im Wirtschaftsleben Deutschlands durch die Kriegs- und Nachkriegszeit, auch in unserm kleinen Organismus als Finanzprobleme widergespiegelt haben. Auch heute möchte ich Euch wieder einladen zu einer solchen Gedankenreise durch mehr als ein Jahrzehnt der Heimgeschichte. Diesmal ist die Frage, mit der wir uns – an die früheren Berichte anknüpfend – beschäftigen wollen, wie aus dem Schülerheim der „Dahlemer Schulgesellschaft m. b. H.“ das der „Öffentlichen Richterschen Stiftung“ geworden ist, und späterhin, wie aus dem Domänenkatholischen Kommunal-Gymnasium das normale Staats-Gymnasium entstanden ist.

Zunächst zum erstgenannten Thema: In der Novembernummer erzählte ich, daß der Finanzminister im Jahre 1907 zwar Grundstücke und Gebäude für das Schülerheim von Staatswegen gegen eine mäßige Verzinsung hergeben, die Beschaffung der Inneneinrichtung und das „Betriebsrisiko“ aber auf Privatkapital abgewälzt sehen wollte, weil er Sorge hatte, das neue System werde sich vielleicht pädagogisch, und dann natürlich auch finanziell, nicht bewähren. So kam, sehr gegen meinen Wunsch, der ich ein rein staatliches (domänenkatholisches) Schülerheim haben wollte, die „Dahlemer Schulgesellschaft“ zustande. Diese Gründung mußte f. Zt. binnen allerkürzester Frist geschehen, und ich mußte daher, weil ich selbst damals nur einen Teil des Kapitals aufbringen konnte, Fremde zur Teilnahme an der „S. m. b. H.“ suchen. Es gelang, doch war, wie sich bald herausstellen sollte, ein großes „Aber“ dabei. Die Familie, die mir damals beisprang, hat auch heute noch meinen Dank dafür, aber es ergab sich schon nach gar nicht langer Zeit, daß zwischen ihr und mir tiefgehende Verschiedenheiten in der Grundauffassung über Zweck und Wesen unserer Sache vorhanden waren. Die inneren Gründe dieser Meinungsverschiedenheiten gehören nicht hierher, genug, jene Familie betonte stärker, als mir erträglich und mit dem Wesen eines Erziehungswerkes vereinbar schien, die kaufmännische Seite der „S. m. b. H.“, ja ich sah – zumal jene die Stimmenmehrheit besaßen – für früher oder später gradezu den Untergang meiner Bestrebungen vor Augen. Um den letzten Sach verständlich zu machen, muß ich folgendes mitteilen: In dem Vertrage zwischen dem Fiskus und der Gesellschaft befand sich die Klausel, daß die letztgenannte das Recht habe, innerhalb von 30 Jahren die Grundstücke und Gebäude jeder Zeit vom Staate eigentümlich zu erwerben, und zwar zum Herstellungswert der Häuser bezw. zu einem Preise von 10 Mark für den Quadratmeter Bodenfläche. Wenn man nun auch damals noch nicht die märchenhaften Preissteigerungen der Sachwerte, wie wir sie jetzt erleben, voraussehen konnte, so war es doch sicher, daß in diesem Ankaufsrecht für die Zukunft große, einer Ausnutzung durch Grundstücks-Spekulation zugängliche, Werte steckten, zumal der Anfaß von 10 Mark für den Quadratmeter schon damals weit „unter

Preis" war. Zunächst freute ich mich natürlich dieses Ankaufsrechtes, weil es gegebenenfalls den Kredit der Gesellschaft stützen konnte und weil es mir nur dadurch s. Zt. möglich wurde, binnen kürzester Frist Geldgeber zu finden, denen ich mit Hinweis auf jenes Recht sagen konnte, auch in dem unglücklichsten Falle, daß sich die Anstalt nicht bewähren sollte, sei an der Gesellschaftsbeteiligung nichts zu verlieren. So wertvoll mir also das Recht bei der Gründung war, ebenso sehr mußte es später, als die Anstalt sich als pädagogisch lebensfähig erwies, zu einer schweren Gefahr für meine Bestrebungen werden, sobald nämlich die fremden Inhaber der Aktienmehrheit ihre Gedanken darauf einstellten, das wertvolle Ankaufsrecht früher oder später einmal unter Schließung der Anstalt bodenkapitalistisch auszunutzen. Bald aber kam ich in die Lage, diese Auffassung bei meiner Gesellschaftermehrheit als mindestens mögliche Gefahr in Rechnung stellen zu müssen, jedenfalls wurde mir ein Verzicht auf die evtl. materielle Ausnutzung des Ankaufsrechtes von den fraglichen Gesellschaftern verweigert. Da hieß es denn: caveant consules! Je früher ich den Versuch machte, die meiner Grundauffassung widerstrebenden Gesellschafter zu entfernen, um so eher mußte es möglich sein, jenen ihre für die Anstalt tödlichen finanziellen Zukunftshoffnungen gewissermaßen zu „diskontieren“ und damit die drohende Gefahr abzuwenden. Nach Überwindung großer Schwierigkeiten gelang es mir denn auch Anfang 1911 die betreffenden Gesellschafter, allerdings unter nach damaligen Begriffen recht beträchtlichen Geldopfern, auszukaufen und die Stimmenmehrheit in eigene Hand zu bekommen, den Rest der Stimmen aber in die Hand von Persönlichkeiten zu bringen, die über Ziel und Wesen unserer Sache ebenso dachten wie ich. Damit war grundsätzlich der Weg frei gemacht zur Umwandlung der Gesellschaft in eine Stiftung. Warum es mit der Verwirklichung dieses Gedankens noch Jahre lang dauerte, und warum dann der Plan gerade so ausgeführt wurde, wie es geschehen ist, davon erzähle ich das nächste Mal.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere braven Nothelfer.

Wir geben auf den folgenden Seiten auszugsweise Berichte Dahlemer Zöglinge wieder, die sich selbstverständlich mit besonderer Erlaubnis ihrer Eltern — während des Streiks der Eisenbahner und der städtischen Arbeiter im Februar betätigt haben. Die Schriftleitung.

„Endlich“ — dieses Wort wird wohl am meisten gebraucht bei der Technischer Nothilfe. Trotzdem glaube ich nicht, daß es jemals von fünfzig Mann so übereinstimmend angewandt wurde wie von unserm Transport, als er das Alarmlokal unserer Ortsgruppe nach der Arbeitsstelle in Niederschöneweide verlassen konnte. — Auf die Dauer war es auch kein Vergnügen, in der Kälte auf dem offenen Lastauto zu stehen, ohne sich bewegen zu können. Aber man hatte Muße, sich die Gegend zu betrachten, durch die man fuhr. Erst ging es durch die breiten Straßen des Westens. Die Menschen, die uns natürlich als Nothelfer erkannten, winkten uns vielfach zu. Anders war es im Süden und Südosten Berlins. An den Straßenecken und in den Haustüren standen oft Frauen. Ihre Blicke sprühen Haß, und ihre Worte, die sie uns nachrufen, sind deutlich genug.

Vor den verlassenen Arbeitsstätten immer das gleiche Bild. Ein Streikposten debattiert mit Arbeitswilligen. Die Hände in den Taschen, die Mütze im Genick, so stehen sie in dichtem Knäuel um den einen, der zu ihnen redet. Nähert sich unser

Transport, so verstummen sie wie auf Kommando, nur hier und da hört man das Wort: „Streibbrecher“.

Was die Arbeiter von uns halten, kann man oft auch an der Arbeitsstelle erfahren. So sitzt ein Nothelfer an der Bahnsteigsperrung und fertigt während seiner zwölfstündigen Tageschicht Tausende von Arbeitern ab, die zur Arbeitsstelle wollen. Jeder zehnte Arbeiter nennt ihn laut Streibbrecher. Schiefe Blicke treffen ihn. Manchmal verdichtet sich die Menge, und Drohrufe ertönen, Steine fliegen. Der Nothelfer schließt seine Tür und denkt: „Schimpfen könnt ihr — aber in die Züge, die von uns gefahren werden, steigt ihr ruhig ein.“

Viel Lohn für seine Mühe hat der Nothelfer nicht. Aber wenn er nach Hause kommt und in den Zeitungen liest, daß der Reichskanzler die Nothelfer „Lebensretter des armen Volkes“ genannt hat, so ist er froh und stolz, daß es auch ihm vergönnt war, ein wenig mitzuhelfen.

Thilo von Trotha (Babenberg)

— — — Um 1/28, es war Freitag, wurden wir auf einem Lastauto nach dem Alarmlokal in Wilmersdorf umtransportiert. Wir sahen einer unruhigen Nacht in die finsternen Augen. Um 12 Uhr bekamen wir endlich Matratzen und Decken, um 2 Uhr war die Telephonleitung im Stabszimmer fertig, und von da an telephonierte dauernd Jemand, jedes Wort möglichst laut in den Apparat brüllend — Schlafmusik! Sonnabend abend wurde unsere Turnhalle ein wahres Bienenhaus: Die erste Wirkung unserer Alarmbriefe, die wir zu zweit von Haus zu Haus getragen hatten. Sonntag morgen um 6 Uhr wurde uns wieder ein Stoß Briefe in die Hand gedrückt mit den Worten: „Um 7 Uhr sind die Häuser ja schon auf!“ So?? Wir haben nichts davon gemerkt, führen in völliger Dunkelheit von einem Hause zum andern: alles umsonst. Ob wohl irgend ein Lokal auf ist? Wir sind hungrig und zittern vor Frost. Ein Autofahrer sagt uns Bescheid. Wir fahren hin und setzen uns in der stockdunklen Stube hin. „Hab'n se woll Beleuchtung mitgebracht?“ fragt der Wirt. Nein, so „feudahl“ waren wir nicht, hatte doch die einzige Taschenlampe während der Nacht den Rucksack ihres Besitzers mit strahlendem Glanz erfüllt. „Meine Herren, nu müssen Se rausgehn, id mach die Bude zu, bei die Dunkelheit kann id jarnich wissen, wat Se mir allens klauen!“ Empört zogen wir davon. Ja, Ja, wenn einer eine Reise tut, so kann er was erleben!

Dietrich von Arnswaldt (Dranien)

— — — Ich wurde als letzter Bremser angenommen, um 5 Uhr sollte der Zug schon abgehen. Ein verantwortungsvoller Poffen war mir anvertraut worden. Zum Glück gab uns ein altgedienter Eisenbahner, der den Zug führte, die allerntötigsten Verhaltensmaßregeln. Und nun sollte es losgehen in Richtung Frankfurt a. D. Aber der Zug — war noch gar nicht zusammengefaßt. So rangierten wir vier Bremser den Zug erst zusammen. Endlich war alles in Ordnung. Ich hatte mir noch meine lustige Bremsfzelle mit Stroh ausgepolstert. Um 1/210 Uhr piff die Lokomotive, ich löste meine Bremse, und der Zug setzte sich in Bewegung. Langsam passierten wir in tiefer Dunkelheit den 9 km langen Verschiebebahnhof. Bei Erkner hatten wir unsere Durchschnittsgeschwindigkeit von 30 km erreicht, und „sausten“ so durch die Winterpracht. Warm war es bei mir oben nicht. Schneidend blies der Wind durch die zerbrochenen Scheiben meiner Zelle. Vor Rosenfeld ging der Lokomotive der Dampf aus. Nach einer halben Stunde ging es auf starkem Gefälle nach Frankfurt herab. Ich zog — so hatte man uns instruiert — meine Bremse, daß die Funken unter den Rädern sprühten. In Frankfurt hoffte ich auf Ablösung, aber niemand kam. Auf der Weiterfahrt setzte Schneegeföber ein, und ich glich — in meinem Häuschen — bald einem Schneemann. Erst in Sommerfeld wurde ich abgelöst und verließ froh die nasse ungemütliche Hütte. Die Rückfahrt machte ich gottlob im warmen Packwagen — — —

H. von Blücher (Zollern)

— — — Darauf mußten wir Gepäc zu dem Kölner D-Zug tragen. Wir standen auf dem Bahnsteig neben dem Packwagen; alles war fertig. Ein Kamerad von mir fragte, ob wir beide als Packmeister mitfahren könnten. Das wurde uns erlaubt; sofort holten wir unsere Sachen und machten es uns im Packwagen gemütlich. Wir bekamen Anweisung, wohin das Gepäc gehen sollte.

Nach wenigen Minuten setzte sich der D-Zug in Bewegung. Wir konnten es gar nicht glauben, daß wir auf solche Weise mal nach Köln kämen.

Von Anfang an fuhren wir ohne Signale. Auf Bahnhof Friedrichstraße kam noch etwas Gepäc hinzu. Alles ging ohne Gepäcchein. Der Zug fuhr fahrplanmäßig ab. Die Lokomotive bedienten zwei Oberingenieure, im Zug war nur noch ein Wagenmeister und wir beide. Sogar ein Speisewagen war da! Bis Rathenow ging die Fahrt verhältnismäßig schnell, aber dort hatten wir schon 30 Minuten Verspätung. In Stendal war es bald eine Stunde. Hier wurde die Lokomotive gewechselt. Bald eine halbe Stunde stand der Zug ohne Maschine da. Dann fuhren wir mit 100 Minuten Verspätung los. Bei der Abfahrt von Stendal hatte die Lokomotive noch Überdruck. Bis zur nächsten Station war der Druck so heruntergefunken, daß wir halten und erst Dampf machen mußten. Der Lokomotivführer dachte, der Zug sei gebremst, und daher habe die Lokomotive so viel Dampf gebraucht. An jedem einzelnen Wagen wurden noch einmal die Bremsen losgeschlagen, um dann ging es weiter.

Als wir nach Gardelegen kamen, mußten wir Wasser nehmen und erhielten dadurch auch wieder längeren Aufenthalt. Jetzt stellte sich noch heraus, daß die Bremsen an der Lokomotive absichtlich von irgend jemand auf der Werkstatz ganz fest angezogen waren, sie konnten nicht einmal mit einem großen Hammer losgeschlagen werden. Daher brauchte die Lokomotive auch so viel Dampf und kam nicht von der Stelle.

Gegen 12 Uhr nachts gelangten wir nach Hannover. Auch hier blieb der nötige Aufenthalt nicht aus. Es war keine Lokomotive da. Nach einer Stunde bekamen wir eine, die gerade von Bremen gekommen war und schon viel geleistet hatte. Trotzdem brachte sie uns von morgens $\frac{1}{2}$ 2 Uhr in 5 Stunden bis kurz vor Bielefeld. In der Nacht taten wir kein Auge zu, da wir auf fast allen Stationen Post abzuliefern hatten.

Als der Tag anbrach, lagen wir auf der Strecke kurz vor Bielefeld. Die Lokomotive mußte erst ausgeschlakt werden. In der Nähe war eine Blockstation, von der aus von Bielefeld eine neue Maschine angefordert wurde. Es verging eine Stunde, aber an eine neue Maschine war nicht zu denken. Wir mußten uns nun mit der alten nach Bielefeld schleppen. Es war $\frac{1}{2}$ 9 Uhr morgens, als wir dort waren.

Gegen 11 Uhr fuhr der Zug los, mit 15 Stunden Verspätung und einer Güterzuglokomotive. Nach 2stündiger Fahrt war Hamm erreicht. Auch hier wieder Maschinenwechsel, aber diesmal in nur 10 Minuten. Bald waren wir in Dortmund und bekamen zum sechsten Mal eine neue Lokomotive. Jetzt ging es etwas schneller vorwärts, und nachmittags um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr kamen wir nach Düsseldorf. Eine Stunde Aufenthalt und Maschinenwechsel. Hier gab es für uns genug zu tun. Sehr viel Gepäc wurde eingeladen, und zahlreiche Briefe mußten sortiert und geordnet werden.

Noch eine gute Stunde mußten wir fahren, und wir hatten unser Ziel Köln erreicht. Punkt 6 Uhr mit 18 Stunden Verspätung lief der D-Zug im Kölner Hauptbahnhof ein. Das Gepäc wurde ausgeladen, Gepäccheine, die auf der Fahrt neu angefertigt waren, und Briefe wurden ausgehändigt. Unser Dienst war noch nicht zu Ende, wir mußten den Zug zum Betriebsbahnhof bringen und den Fahrbericht abliefern.

Als wir alles ordnungsgemäß ausgeführt hatten, wanderten wir per pedes nach unserer 30stündigen Fahrt zum Hauptbahnhof zurück, und schon nach zwei Stunden saßen wir in einem anderen D-Zuge, um die Heimreise anzutreten. — Krid (Zollern)

Ich hatte die Aufgabe, das bekannte Mitglied der technischen Nothilfe Heinz K. zu interviewen. Der starke Herr mit den rötlichen Wangen und freundlichen Augen, aus denen eine unverwüßliche Lebenslust sprach, empfing mich überaus zuvorkommend in seinem komfortabel eingerichteten Arbeitszimmer. Bilder von Familienmitgliedern und Pferde schmückten die Wände des Raumes, in der sich der Technische Nothelfer von seinen Anstrengungen erholt.

„Sie bekamen also den Alarmruf; Sie fuhren zu Rad durch den Schnee. Wo endigte Ihre Fahrt?“

„Im Alarmlokal in Steglitz.“

„Dort blieben Sie nicht?“

„Nein. Wir wurden im Lastauto nach der Turnhalle einer Gemeindefchule befördert, die wir uns alsbald so einrichteten, daß sie den Charakter einer Amtsstube bekam. Man kam nur durch Ausweise herein.“

„War es dort sehr kalt?“

„Nein.“

„Wie verbrachten Sie die Nacht?“

„Glauben Sie, wir haben geschlafen? Wir vervollkommneten die Einrichtung. Wir stellten die Turngeräte um und brachten Schilder an.“

„Wie war die Verpflegung?“

„Auf diese Frage antwortete H. K. sehr ausführlich: „Von Freitag Mittag bis Sonnabend Abend gab es — nichts.“ Das „nichts“ unterstrich er durch einen grossenden Unterton in der Stimme und sah mich durchdringend an. „Dann kam die Gulaschkanone, die war aber — kaputt.“ Er schwieg eine Weile. Ich drückte ihm mein Mitgeföhl aus.

„Und dann?“ fragte ich zögernd.

„Morgens Kaffee! Mittags ein Liter —, abends siehe morgens.“

Er schwieg. Unsere Unterhaltung schien auf dem toten Punkt angelangt zu sein.

„Was taten Sie sonst?“

„Nachdem ich Ordnungsfahrten bis zum Sonntag Nachmittag erlebt hatte, gelang es mir — infolge meiner Vorkenntnisse — Lok-Heizer zu werden.“

„Was?“

„Lok-Heizer, d. h. Lokomotivheizer, und zwar auf der Strecke nach Niederschöneweide. Die Pflichten eines Lok-Heizers sehe ich als bekannt voraus —.“

Ich nickte verständnisvoll und fragte nach seinen Erlebnissen.

„Als ich zum Dienst antrat, geschah ein Eisenbahnunglück. Ein Kohlenzug fuhr wegen falscher Weichenstellung auf eine Lokomotive, die sich gerade auf der Drehscheibe befand. Alles stürzte übereinander und durcheinander. Der Kohlentender stand steil aufgerichtet über der Lokomotive, die hinabgestürzt war. Es war das Wert einer Sekunde. Die Unglücksstelle war in Dampf gehüllt.“

„Und Sie?“

„Wir machten uns an die Aufräumungsarbeiten. Dann ging ich zu meiner Lokomotive.“

„War Ihre Arbeit schwer?“

Er wies auf seine schlotternden Kleider, die früher so prall saßen.

„Was taten Sie, als Sie nach Hause kamen?“

„Im Hause begrüßten sie mich mit Hurra und Händedruck. Dann badete ich — zwei Wannen! — und schlief bis —“

„Wovon träumten Sie?“

„Von Deutschland und von Nothelfern — —.“

Kurt Heuser (Wettin)



Monatschronik



28. III. 22 fand in den Räumen des Casinos ein geselliger Abend des Rudervereins statt.
29. III. 22 veranstaltete Herr Gesanglehrer M. Wall im Gymnasium ein gut besuchtes Schülerkonzert, dessen Ertrag dem Heidehausfonds zugute kommen soll. Der Schülerchor sang eine Reihe von Liedern, die mustergültig vorgetragen wurden. Die Primaner Ernst Roth (Klavier), Niels Lieven (Klavier), Helmut Gönge (Cello) trugen durch Vorführung von Werken von Bach, Mozart und Moszkowski zum Gelingen des Abends bei.
6. IV. 22 hielt Herr Oskar Bolle einen Lichtbildervortrag über „Märktische Wälder, Flüsse und Seen im Frühling“.
7. IV. 22 schloß nach einem langen, anstrengenden Vierteljahr das Schuljahr 1921/22.
20. IV. 22 begann das neue Schuljahr, in das das Schülerheim mit einer erheblich verstärkten Schülerzahl eintrat. Am Tage des Schulanfanges wurde in U III der Realgymnasiale Nebenzweig eröffnet.



Die alten Kameraden



- Siegfried Hertwig (08—09 Zollern), Berlin-Süden, Lange Straße 18, ist, nach Ausweis des Fragebogens, seit 8. VI. 21 mit Fräulein Erika von Roon verheiratet.
- Walter Titus Livius (10—12 Oranien), Teschendorf in Mecklenburg, zeigt uns das am 30. III. 22 erfolgte Hinscheiden seines Vaters, des Rittergutsbesizers Richard Titus Livius an.
- Helmut Zetter (11—14 Wettin), Neuhaus Nr. Greifenhagen, verlobte sich im April 1922 mit Fräulein Lilly Bärenh aus Neubrandenburg.

Herr Rittergutsbesitzer Neumann, Vater des ehemaligen Heimlers Hans Joachim Neumann (16—19 Wittelsbach), auf Lieben bei Schmagorei hat der „Gesellschaft der Freunde der Richterschen Stiftung“ und dem Fonds der „Dahlemer Blätter“ je 1000 Mark überwiesen. Auch von dieser Stelle aus danken wir herzlich. Die Schriftl.

Montag, den 15. Mai 1922, abends 8 Uhr veranstalten die Damen Paula Boß (Violine), Ilse Doepner-Deaneborg (Cello) und Herr Erik Thoené (Klavier) im Kasino des Schülerheims einen

Trio-Abend

zu Gunsten der Dahlemer Blätter.

Zum Vortrag werden u. a. Trios von Beethoven und Brahms gelangen. Wir laden zu dieser Veranstaltung alle unsere Freunde, die alten Heimler, die Damen und Herren des Lehrkörpers und die Eltern unserer gegenwärtigen Schüler herzlich ein.



Als Handschrift gedruckt. Erscheint in der ersten Hälfte jeden Monats. Preis 10 Mark. Postfachkonto: Berlin NW 1, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Dahlemer im Ausland.

Wir setzen hier die in Nr. 11 des 1. Jahrgangs begonnenen Berichte unserer Auslands-Dahlemer fort und geben zuerst wieder dem Verfasser des ersten Aufsatzes J. R. das Wort. Aus dem umfangreichen Bericht des alten Heimlers W. v. M. (10—15 Staufen) können wir aus Raumangel leider nur einen Auszug bringen. Unser Bild stammt von unserem Zeichner. Wir hoffen auf weitere Auslandsberichte.

Die Schriftleitung.

Rio Benito, Spanisch Guinea, d. 8. I. 22

— — — Mein Ton gegen meine „schwarzen Brüder“ paßt sich mehr und mehr den Opfern, auf die ich losgelassen bin, an. In meiner Umgebung und auch weiteren Kreisen der hiesigen Bevölkerung verspürt man diese deutsche Anpassungsfähigkeit keineswegs als angenehmen Kulturfortschritt. — Ich selber habe mich oft gefragt: Warum bringen wir den Leuten „Kultur“? Sicher sind sie in ihren primitiven Verhältnissen viel zufriedener! Denn durch den Einfluß der „Kultur“, der Missionen und Schulen wird meiner Meinung nach ein Flitterding geschaffen, nicht Fisch, nicht Vogel. Der ursprüngliche Unterton klingt, besser: brüllt doch immer wieder recht laut durch. Und wenn die Leute zehnmal den Rosenkranz und europäische Kleider tragen, und äußerlich „feine, gebildete“ Leute sind — in meinen Augen — und bleiben sie alle, mit wenigen Ausnahmen, Affen mit Rosenkranz und Hosen. Ich will damit keineswegs der Tätigkeit und dem Erfolg der Missionen nahe treten, aber ich persönlich mag den Eingeborenen am liebsten mit seinem Lapp aus Blättern, mit Ringen — möglichst durch Nase und Ohren — und diesen Elfenbeinringen um Hand- und Fußgelenke, so daß es klingt, wenn er geht, als wenn ein Bayer „Schuhplattler“ tanzt. Dann weiß ich, wen ich vor mir habe.

Ein Prachtstück ist z. B. mein Koch! Natürlich Deutscher, deutscher Soldat, erzogen in deutschen Schulen und bei deutschem Militär, ein Kamerader. Er erfreut sich meiner „höchsten Gunst“, weiß dies auch, und wird es doch nie missbrauchen. Er wird immer die „Disziplin“ wahren. Das will aber für einen Schwarzen sehr viel

heißen. Denn wenn man hier solch einen „cabran“, wie der Spanier sagt — wir würden wohl das Tierchen mit dem Ringelschwänzchen dafür einsetzen — wenn man ihm den kleinen Finger in irgendeiner Beziehung reicht, so nimmt er gleich die ganze Hand. Wie unartige Kinder wissen sie nicht die Grenze einzuhalten. —

Mit Spannung warte ich nun auf meinen Drilling, um dann wenigstens ein wenig Getier zusammenschießen zu können. Man muß sich die Jagd hier keineswegs so einfach vorstellen, wie ich es anfangs tat. Wohl gibt es viel Schießbares hier: Schweine, Antilopen, Affen, Vögel aller Art. Aber für einen Europäer ist die Jagd im Buschlande sehr schwierig. Der „Busch“ — zu Hause würde man „Urwald“ dafür sagen — ist fast undurchdringlich für unsereinen. Versucht man es dennoch, so macht man solch einen Krach, daß alles Wild vorher wegläuft; außerdem können nur geübte Augen es sehen.

Neulich hatte ich einmal den stolzen Gedanken, „auf Affenjagd zu fahren.“ Und wirklich, als ich einen Tag von hier den Rio N'Dote — ich hatte dort eine „meiner Faktoreien“ zu inspizieren — hinauffuhr, schrien mir plötzlich meine Jungs — ich fuhr in einem kleinen Kanu mit zwei Boys — zu: „master, master, o, big big one, o, plenty, master“ usw. Zuerst sah ich nichts, dann entdeckte ich die Affen aber von dem kleinen Kanu aus und mit einem geborgten spanischen Karabiner — ohne Wisler! — konnte ich natürlich keinen Affen auf 100 Meter schießen. Auf 80 Meter schoß ich vorbei, noch mehr wollte ich mich nicht blamieren, so kehrte ich ohne Affen heim. Wenn erst der Drilling da ist! Meine Boys freuen sich schon heute darauf: „O master, very fine shop!“ Im stillen rüfte ich auch schon alles für eine Elefantenjagd. — J. R.



— — — Drei Tage wohnte ich in einem kleinen, ganz wunderbar gelegenen Hotel und machte mit anderen Mitpassagieren kleine Wagen- und Fußtouren auf der Insel. Nachmittags gegen 6 Uhr fing man an, in der Hauptstraße Sabangs die Läden abzuklappern. Chinesische Schneider und malayische Fruchtwarongs verdienten viel, weil sie natürlich von uns „Greenhorns“ doppelte und dreifache Preise nahmen. Welch eigenartiges Bild in einer tropischen Nacht zwischen lauter hellen Feuern, die von den Fackeln der Rükenträger, die auf der Erde hocken, ausgehen. Aber nicht nur Rükenträger hocken hier. Es wird auch eifrig gespielt, und die Eingeborenen schlagen sich um die „centjes“ und „bengols“ (2 1/2 Centstücke). Frauen sitzen dabei, ihren Jüngsten an der Brust, und rauchen wie ein Schlot. Nach der Zigarette kommt eine halbe Stunde Sirih-lauen, und nachdem sie dies wieder in hohem Bogen ausgespuckt haben und die Straße bis zum nächsten Regen, also ev. auf Wochen rot gefärbt haben, ist wieder eine Zigarette an der Reihe, dann schnell ein Stück Zuderrohr vom nächsten Rükenträger für einen Cent. Die Chinesen mischen sich nicht mit dem eingeborenen Volk auf der Straße, sondern sitzen in ihren offenen Läden, die hell erleuchtet sind, und während die Jüngeren noch arbeiten, raucht der alte Vater, auf einem ganz unglaublich unbequemen Schemel hockend, seine Abendpfeife Opium. Großes Gebränge ist am „Bioscop“. Wir hatten die feste Absicht gehabt, uns dort einen, wenn möglich deutsch-feindlichen Film anzusehen, wurden aber durch den unsagbaren Gestank der dort gaffenden Eingeborenen verschreckt. Später haben wir noch genug dieser Filme zu sehen bekommen. Abends wurde drei Tage lang Abschied von den Passagieren gefeiert, welche nach Japan weiter fuhren. Sabang mit seinem „anack-launt“, einem prachtvollen Gebirgssee und der herrlichen, tiefblauen Bucht, mit den Hügeln, die bis ans Meer herunter dicht bewaldet sind, wird jedem, vor allem wenn er es noch mit vollständig europäischem Auge sieht, einen unauslöschlichen Eindruck machen. Die dortigen holländischen Beamten sind lebenswürdig, und alle Paß-Formalitäten wickeln sich schnell und glatt ab, ohne die seit dem Kriege bei uns so beliebten kleinen Schikanen.

Ende Juli fuhr ich mit einem kleinen, aber glänzend sauberen Boot der „R. D. M.“ (Königliche-Palettfahrt-Maschapi) nach „Landsjoek-Prick“, Batavias Hafen. In Singapore durften wir nicht an Land, doch sorgte ein Engländer dafür, daß wir auch dort viel Spaß hatten. Er kam mit unendlichen Handtaschen in die erste Klasse, und nachdem er alles glücklich verstaut hatte, — — — ließ er alles wieder an Deck bringen. Allgemeines „Kichern“. Ich selbst stand etwas abseits an der Reeling und: „Ich gloobe, id schiele“ als der Kerl, nachdem er die Orders für das Ausladen seiner Bagage gegeben hatte, auf mich zu kam und mir sagte, es wäre für ihn „impossible“ mit diesen „steamer“ zu reisen. Auf meine Frage „but why“ sagte er nur „too many Germans“. Ich lachte natürlich laut los und sagte ihm, daß wir alle sehr froh wären, daß er dies Schiff verliesse... Sein Gesicht werde ich nie vergessen. Gottseidank ließ er mich einfach stehen, ich hätte wahrscheinlich auch nicht mehr allzuviel verstanden. Als er unten im Motorboot zwischen all seinem Gepäc stand, grüßte er mich noch einmal recht devout, und kaum war er fort, kam der holländische Kapitän und richtete mir Entschuldigungen von jenem Engländer aus, wovon ich fast nichts verstand, denn Holländisch ist eine „rare taal“. —

Mit sehr guten D.-Wagen, auf dem steilen Spoorweg durch eine brave deutsche Maschine gezogen, erreichte ich Bandoeng, die in fast europäischem Klima gelegene Hauptstadt der „Preanger Regenschappen“. Es wimmelt hier von Deutschen, und unter uns „Moffen“ geht es schon von 1 Uhr mittags an recht lustig zu. Da bis zu dieser Stunde die meisten Geschäfte ihre Arbeit getan, also der Dienst „afgeloopen“ ist, hat man sich an den landesüblichen Pait vor dem Mittagessen schnell gewöhnt. Viele Deutsche waren kurz nach der Revolution nach hier gekommen, andere hatten die Kriegszeit hier verbracht.

— — — Das Gegenteil zum Großstadttreiben von Bandoeng ist die solide Ruhe auf einer „Unternehmung“. Zweierlei Arbeit hauptsächlich gibt es; in der Fabrik und den Gärten. Ein Fabriksemploye hat seine festen Dienststunden von 6 bis 6 und etwa eine Stunde Mittag. Die Bereitung des Tees ist nicht ganz so einfach wie ihn zu trinken; gar manchmal brennt er an, wird schlecht fortiiert, oder es passiert sonst irgend ein Unglück. Die Bereitung beginnt nachmittags, wenn das frische Blatt direkt aus den Gärten mit kleinen Wagen angefahren und auf einem Boden auf Drahtnetzen ausgebreitet wird. Ganz dünn, etwa ein Pfund auf ein Quadratmeter. Nachts bleibt er hier, und ein großer Zugfächer an der einen Seite und warme Luft von der anderen Seite sorgen für Austrocknung bis zu dem Grade, daß die Stengel „schlapp“ sind. Morgens muß dieser Grad erreicht sein, und es beginnt das Rollen. Unter verschiedenem Druck wird der Tee nun etwa eine Stunde gerollt und muß dann einige Stunden „fermentieren“. Bisher war er grün und wird nun bronze-farbig. Der noch nasse, bronzefarbige, gerollte und gepresste Tee kommt nun in den Trockner. Der danach schwarze, herrlich duftende Tee ist abends, oft spät fertig und geht am folgenden Tag zum Sortieren an die Weiber. Dies alles klingt so nett und einfach, und es ist es auch, wenn alles in Ordnung ist, aber wehe, wenn die Bevölkerung in ihren Reisfeldern arbeitet und 10 000 Pfd. trockener Tee (von etwa 42 000 Pfd. nassem Blatt) unfortiiert im Sortierraum herumliegt, oder wenn ein Hochwasser der 100 PS-Turbine Schaden zugefügt hat. Dann ist der Fabriksemploye so freundlich, und steht mit 40—50 Kerkis von früh um 3 bis um 11 Uhr vormittags, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Auch darf er dann, wenn er morgens erst um 11 Uhr mit dem Rollen beginnt, bis zum nächsten Abend um 1 Uhr durcharbeiten. Dafür wird man dann, wenn man so viel Glück hat wie ich, von seinem Chef bei nächster Gelegenheit in Bandoeng entschädigt. In den Gärten ist es die Landwirtschaft, nur mit dem tief eingreifenden Unterschied von der heimatischen, daß hier keine Maschinen angewandt werden können, sondern alle Arbeiten mit der Hand gemacht werden. Bei einer älteren Anpflanzung ist hauptsächlich der Kampf gegen das Unkraut, welches dem Klima gemäß ungeheuerlich gedeiht, die größte Arbeit. Daneben die Ernten.

Alle 10 Tage kommt eine Stelle einmal an die Reihe, d. h. innerhalb von 10 Tagen muß man sich einrichten, mit dem ganzen Gebiet fertig zu werden. Die Ernte wird durch Frauen gepflückt, und wenn die Eingeborenen nicht an den Reisfeldern sind und genug Werkvolk zur Arbeit kommt, ist die Einteilung nicht schwer. —

Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind allgemein nicht mehr die gleich günstigen, wie vor dem Kriege, wo die Produktpreise gleich hoch oder höher waren, dagegen die Löhne ganz bedeutend geringer. Wie auch auf so vielen anderen Gebieten fühlt

man deutlich den Zusammenbruch Rußlands und Deutschlands. Aber die innerpolitische Lage Javas weiß niemand etwas Positives zu sagen. Gewiß gibt es organisierte Streiks und freiheitliche Vereinigungen der Eingeborenen, aber gewiß nicht mehr als in Britisch-Indien, und die nächsten Jahrzehnte dürften weiteres Material liefern zu der allgemeinen Betrachtung: Kann man durch geschickte und milde Politik — wozu auch die Völkervereinigung alles Halbblutes gehört — (Holländer), oder nur durch Gewalt (Engländer) Aufstände und Revolutionen vermeiden; kann man irgend ein Volk in Ehrfurcht vor dem Geseke erziehen, oder kann man es nur durch Furcht vor dem Geseke regieren? W. v. M.

Unsere Tertianer.

Ein Deutschlehrer am Arndt-Gymnasium wollte jüngst die Beobachtungsgabe seiner Obertertianer prüfen und stellte für den häuslichen Aufsatz das Thema: „Mein Arbeitszimmer“. Die Jungen be-
rückten sich nicht auf eine Beschreibung der Gegenstände ihres Zimmers, sondern manche junge Hand-
arbeitete ein Bild von Leben und Treiben im Arbeitszimmer und im Heim, das so lebhaft war, daß der
Lehrer uns einen Teil der Aufsätze zur Verfügung stellte. Wir geben aus verschiedenen Aufsätzen einige
Proben wieder; vielleicht klingt im Ohr manches alten Heimlers ein Erinnern an alte schöne Tertianertage.
Die Schriftleitung.

— — — „Sooft ich mein Zimmer betrete, habe ich einen herrlichen Ausblick auf den Wald. Da unser Zimmer ein Eckzimmer ist, haben wir nach zwei Seiten Aussicht. Die nach Westen ist die schönste. Jeden Abend kann ich dort von meinem Platz aus den Sonnenuntergang betrachten. Eine Waldschneise liegt nämlich gerade da, wo die Sonne untergeht. Und da sehe ich sie oft tief im Walde liegen, von feuerroten Wäldern umgeben. Es ist ein wundervoller Anblick.“ —

„An dem nach Sonnenaufgang zu gelegenen Fenster haben wir uns eine Fütterungsstätte für Meisen und Amseln angebracht. Es ist im Winter ein schöner Anblick, den kleinen munteren Gäßchen beim Schmausen zuzusehen.“ —

„Auf der Fensterbank bei meinem Arbeitstisch steht ein leerer Blumentopf. Er entstammt noch meiner Kakteenzucht, die ich aber allmählich aufgegeben habe. Wurde z. B. das Fenster geöffnet oder irgendwelche Turnerei gemacht, so flogen die Blumentöpfe unbeachtet herunter, und der Segen breitete sich in der Stube aus. So war die ganze Sorgfalt und Mühe, die ich auf die Kakteen verwandte, umsonst. Deshalb habe ich eine weitere Zucht dieser Pflanzenart aufgegeben.“ —

„Aber nicht nur die Einrichtung ist behaglich, sondern auch das ganze Leben. Halten wir uns so abwechslungsreich wie möglich.“ —

„So läßt es sich sehr gemütlich in dem Zimmer leben, wenn nicht vor der Ver-
setzung das wahnsinnige Paulen wäre. Wenn die Arbeitsstunde aber zu Ende ist,
dann spielen wir ein Gesellschaftsspiel, oder es kommt zu einer Keilerei. Schön ist
es auch, wenn einer am Klavier spielt.“ —

„Mag es auch noch so lustig und fröhlich im Zimmer hergehen, ich freue mich doch stets, wenn der Frühling wieder da ist und wir uns auf der Spielwiese tummeln können.“ —

„Etwas näher möchte ich auf den größten Schatz unseres Zimmers eingehen, die Bilder. Neben den schönen Heimbildern haben besonderen Wert die Bilder, die wir uns selbst angebracht haben. Es sind entweder Bilder aus der Heimat, oder sie legen Zeugnis von den Interessen des Eigentümers ab. So gibt es bei uns eine Gese, in der nur Pferdebilder, Postkarten oder Ausschnitte aus Zeitungen hängen, dann eine Feldherrn- und eine Jagdbede.“ —

„Bei ihm (seinem Nachbar. Die Schriftl.) ist es meist sehr ordentlich. Auf seinem Platz hat er die Bilder seiner Eltern aufgestellt. In einer anderen Nische hat ein Oberlehrer es sich gemächlich gemacht, indem er sich an der Wand kleine Bilder aufgehängt hat. Wir haben uns zum Vorsatz gemacht, nach der Arbeitsstunde kein Buch auf dem Tische liegen zu lassen, damit unser Platz einen sauberen Eindruck macht.“ —

„Nachdem ich nun den toten Inhalt des Zimmers dem Leser vorgeführt habe, möchte ich nun auch den lebenden Inhalt schildern. Zunächst mein Tischgenosse. Er zeichnet und tuscht und möchte den ganzen Tag zeichnen, wenn nur die Schule nicht wäre. Er ist auf seine Hamburger Abstammung sehr stolz und sagt: Wenn Hamburg nicht wäre, könnte ganz Deutschland nicht leben. Ebenfalls hat ihn Gott reich mit der Redekunst versehen. Er weiß sich aus jeder Niederlage im Wortkampf mit einer Ausrufe zu helfen. H. war zuerst ein rechtes Mutterköhnchen, als er herkam. Allmählich wird es besser mit ihm, wenn er auch noch nicht alles mitmacht. Ähnlich war es mit A. Er liebt lieber auf der Stube, anstatt mit uns in der Freizeit draußen zu spielen. Auch nimmt er einen Spaß leicht übel und ist oft sehr gekränkt. Das Gegenteil von ihm ist F. Er ist meist freundlich, nur manchmal ärgert er sich und läßt dann ein leises: „De-De“ hören.“ —

„Ganz links hat S. seine Bärenhöhle. Dort ist sein Revier. Seine Beschäftigung besteht aus technischer Lektüre und aus Essen. An seinem Platz stehen, solange ich im Haus bin, drei ausgebrannte Batterien, sein Wahrzeichen als zukünftiger Techniker.“ —

„Für seinen Bruder, der wegen seiner Zerstretheit ‚Blödelin‘ genannt wird, hält er lange Verteidigungsreden. Deshalb heißt er ‚Cicero‘.“

„Der Raum selbst, in dem ich wohne, ist ein großes Viereck mit vier Fenstern, die den Blick auf die Wipfel des Waldes eröffnen. Man genießt von hier aus zu jeder Jahreszeit einen sehr schönen Ausblick; im Sommer auf das Grün des Waldes, im Winter auf eine deutsche Winterlandschaft. — In dieser Umgebung also spielt sich ein gutes Stück unseres Lebens ab. Das Zimmer ist für uns nicht nur Arbeitsraum, sondern es dient allgemein zum Aufenthalt am Tage. Während der Arbeitsstunde herrscht feierliche Ruhe, die der Adjunkt streng aufrecht erhält. Die Gedanken sind bei der Schularbeit, denn je eher man fertig ist, desto mehr freie Zeit hat man. Diejenigen, die schnell ihre Arbeit beendet haben und abgehört sind, beschäftigen sich mit einer ruhigen Arbeit, um die andern nicht zu stören. Endlich sind alle fertig, der Druck löst sich, und jeder geht seiner Lieblingsbeschäftigung nach. Einige spielen gemeinsam ein Gesellschaftsspiel, andere zeichnen oder lesen. Man besucht sich auf den andern Stuben, und alles versammelt sich manchmal am Klavier zum Tanz, bis ein scharfes Klingeln ertönt, und der Hausvater ‚Ruhe‘ kommandiert. Oft kommt er aber herauf und spielt selbst zum Tanz auf. — So teile ich mit meinen vier Kameraden Freude und Leid. Wenn auch nur zwei von ihnen in meiner Klasse sind, so empfinden die andern es auch mit, wenn man mal eine schlechte Arbeit nach Hause gebracht hat. In diesem kameradschaftlichen Leben und Treiben liegt der große Wert, den eine gemeinsame Arbeits- und Wohnstube für einen Jungen hat, denn man sagt ja, daß nichts für ein Kind wertvoller ist als die gegenseitige Erziehung im Kreise der Kameraden. In einer solchen Gemeinschaft, wie sie sich auf unserer Stube und überhaupt im ganzen Schülerheim zeigt, kann es keinen Sonderling und Eigenbrödlar geben. Da muß ein jeder mitmachen. Wer eigensinnig ist, wird von den Kameraden herangeholt und dem Gemeinwesen angepaßt. Ärger und kleine Sorgen vergißt man im Kreise lustiger Kameraden schnell. Unter ihnen übt man sich früh, kameradschaftlich zu pflegen. Man hilft dem andern, oft sogar — was eigentlich verboten ist — bei den Schularbeiten. Durch Geben und Nehmen freundschaftlicher Dienste entwickelt sich bald kameradschaftlich und Freundschaftlich in einem Hause und besonders in einer Stube. Das Arbeitszimmer bleibt so für das ganze Leben etwas, das man nie vergißt.“ —

Offener Brief an die alten Kameraden.

Der erste „Dahlemer Tag“ gehört der Vergangenheit an, und die „Dahlemer Blätter“ haben bereits den Verlauf des Tages einer Würdigung unterzogen. Ihr habt es also alle erlebt oder wenigstens gelesen, welch' fröhliches Wiedersehen wir dort im alten Dahlem gefeiert haben. Schön war's, wenn auch kurz. Schon nach wenigen Stunden waren die von den verschiedensten Himmelsrichtungen Erschienenen wieder in alle Winde zerstreut und bald, der eine hier, der andere dort, in der gewohnten Tätigkeit versunken.

Dies Bild mag an der einseitigen Orientierung des Verfassers dieser Zeilen krankten. Trotzdem scheint es mir, — wie ich aus mehrfachen Unterhaltungen am Abend des 18. Februar entnommen habe, — ein nicht nur von mir ausgehender Wunsch zu sein, wenn ich heute anrege, den auf dem Dahlemer Tag wiedergewonnenen äußeren Zusammenhang dadurch zu stärken, daß eine Anschriftenliste herausgegeben wird. Zu gern würde man doch vom einen oder anderen der alten Kameraden einmal etwas hören, was er macht und wo er steckt. Vielleicht sitzen hier und da sogar ein paar „gute Freunde“ ganz in der Nähe zusammen, ohne daß einer von der Existenz des anderen etwas ahnt. — Kurz und gut, das Bedürfnis nach einer solchen Zusammenstellung scheint vorhanden zu sein, und ich sehe keinen Grund, weshalb man nicht dieser „Empfindung eines Mangels“ abhelfen sollte.

Die äußere Gestaltung der Liste, wie ich sie mir vorstelle, würde so sein, daß bei Unterteilung in verschiedene Spalten die erste mit Namen und Vornamen, die zweite mit Beruf und kurzer Angabe der Tätigkeit und die dritte mit der genauen Adresse ausgefüllt würden. Eventuell könnte man noch eine vierte über Familienverhältnisse anfügen (ob verlobt, verheiratet usw.).

Allerdings bin ich mir voll bewusst, welchen enormen Schwierigkeiten mit der Aufstellung einer solchen Liste verbunden sind, wenn sie einigermaßen Anspruch auf Vollständigkeit machen will. Das Archiv des Heims reicht meines Wissens zur Ausfüllung dieser Angaben nach dem neusten Stande in den meisten Fällen nicht aus. Es müßte also in hohem Maße an den guten Willen der Einzelnen appelliert werden. Erfahrungsgemäß wandert ja eine vielleicht den Dahlemer Blättern beigelegte, vorgedruckte Antwortkarte „prophylaktisch“ in den Papierkorb. Schon im Vorwege wage ich es daher alle die Säumigen und „langweiligen Kerle“ ordentlich zu beschimpfen. Wer selber kein Interesse an einer solchen Anschriftenliste hat, sollte wenigstens soviel kameradschaftsgefühl haben, daß er sich der doch wirklich geringen Mühe der Beantwortung von ein paar Fragen unterzieht, um das Zustandekommen nicht zu hindern.

Indem ich die Schriftleitung der Dahlemer Blätter bitte, die technische Durchführung dieser Anregung zu übernehmen, gebe ich zugleich der Hoffnung Ausdruck, daß Alle ohne Ausnahme die Mühewaltung der Schriftleitung durch baldmöglichste Beantwortung der Fragen lohnen werden.

Dr. Ed. Schmidt-Ott
Hamburg

Die Schriftleitung, die infolge Raummangels diesmal leider auf eine Stellungnahme verzichten muß, wird sich in einer der nächsten Nummern über den Vorschlag Herrn Dr. Schmidt-Ott äußern. Jedenfalls dankt sie dem Einsender sehr für sein Interesse und für die Anregung und bittet die alten Kameraden, sich gegebenenfalls zum vorliegenden Problem brieflich zu äußern.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 3 2. Jahrgang Juni 1922

Als Handschrift gedruckt. Erscheint in der ersten Hälfte jeden Monats. Halbjährlicher Bezugspreis 10 Mark. Postcheckkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Kochler (Dahlemer Blätter). Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Erinnerungen aus dem Werdegang des Schülerheims

von Kurator Dr. Richter.

IX.

Unser verehrter Herr Chefredakteur hat mir durch einen ebenso energischen wie wohlverdienten moralischen Rippenstoß klar gemacht, daß notwendig wieder einmal eine Fortsetzung kommen müsse. Also: Von der Umwandlung des Schülerheims der Dahlemer Schulgesellschaft m. b. H. in das der Richterschen Stiftung hatte ich voriges Mal angefangen zu erzählen und berichtet, wie ich die Hauptgesellschaft, in deren Hand die Grundstückskaufeln des Vertrages für den Dauerbestand des Heims gefährlich werden konnten, im Jahre 1911 ausgelauft hatte und damit Herr meiner Entschliessungen geworden war. Mein Ziel war, wie gesagt, die Errichtung einer Stiftung. (Daß diese nachher meinen Namen bekam, ist natürlich nicht von mir veranlaßt, sondern vom Minister.) Mein Beweggrund zum Stiftungsplan war nicht nur der naheliegende Gedanke, daß eine „S. m. b. H.“, mit dem dieser nun einmal unlösbar anhaftenden kaufmännischen Beigeschmack, nicht die wünschenswerte Rechtsform für unsere Sache sei, sondern auch eine ganze Reihe von anderen sehr wesentlichen Erwägungen. Ich las heute eine ausführliche, im Februar 1914 für den Kultus- und den Finanzminister verfaßte Denkschrift wieder durch mit dem Thema: „Welchen Nutzen wird die Form der öffentlichen Stiftung dem Schülerheim bringen?“ Mein erster Gedanke war, diesen Schriftsatz hier einfach abzudrucken, aber das verbietet der Raum und die doch mehr plaudernde Tonart dieser „Erinnerungen“, auch hiesse das ein so eingehendes Interesse für den Werdegang der Anstalt voraussetzen, wie es doch nur bei ganz wenigen, den Dingen sehr nahestehenden, Menschen erwartet werden darf. So will ich mich füglich darauf beschränken, einzelne Punkte skizzenhaft anzudeuten.

Gewisse Vorteile für die Sache wären von der Errichtung einer „Stiftung“ in jedem Falle zu erwarten gewesen, ich meine auch von einer Stiftung mit beliebiger Satzung und beliebiger Zusammensetzung des Kuratoriums.

Von solchen Vorteilen erwähne ich diese: Das Hauselternkollegium wird einer Stiftung, die ihm als solche die Gewähr bietet, daß seine Arbeit nur sachlich-idealen Interessen zugute kommt, naturgemäß mit größerer Hingabe und Opferfreudigkeit dienen, als einer Privatgesellschaft. (Dieser Satz hat sich später, als die ungeahnten Notzeiten des Krieges und des Umsturzes kamen, aufs schönste bewahrheitet.) Ferner hat jede Stiftung gegenüber einer Gesellschaft m. b. H. den Vorteil, daß die Eltern ihr etwaige Beitragserhöhungen leichter bewilligen werden, weil sie wissen, daß solche Erhöhungen bei einer Stiftung nur sachlicher Notwendigkeit entspringen können. Ein weiterer Vorteil jeder Stiftung ist ihre Steuerfreiheit, also die Möglichkeit, bei gleichen Einnahmen mehr zu leisten. Endlich sei auch erwähnt, daß jede beliebige Stiftung, zugleich mit dem Fortfall von Privatinteressen, bereits auch die Gefahr beseitigt hätte, die mir der Hauptanlaß gewesen war, die erwähnte Gesellschaftergruppe auszukufen. (Sorge vor spekulativem Verkauf der Grundstücke unter Schließung der Anstalt.) Solange ich lebte, konnte ich dies zwar, nachdem ich zum maßgebenden Einfluß in der Gesellschaft gelangt war, selber verhindern, aber wer stand mir für meine etwaigen Erben? — Und dem Fiskus gegenüber auf das Grundstücksrecht Verzicht leisten wollte und konnte ich damals nicht, weil die Gesellschaft dieser Kreditgrundlage nicht entzogen konnte. Soviel über die Vorteile, die auch schon eine Stiftung mit beliebiger Kuratorium gebracht haben würde.

Eine solche Stiftung hätte ich auch schon 1911 ins Leben rufen können, aber ich wollte mehr als die vorgenannten Vorteile erreichen, und dieses mir vor-schwebende „mehr“ verfrug keine Zwischenstufe. Das Ziel war mir eine Stiftung, deren Kuratorium nicht beliebig, etwa aus Elternkreisen, zusammengesetzt wäre, sondern dieses mußte gebildet sein aus den Staatsstellen, die auf das Wohl und Wehe der Anstalt maßgebenden Einfluß hatten und namentlich in Zukunft haben würden! Das aber war die Unterrichtsverwaltung (Kultusministerium und Provinzialschulkollegium) einerseits, das Finanz- und Landwirtschaftsministerium andererseits. Diese Staatsstellen wollte ich dahin bringen, daß sie in unserer Sache an einem Strang zögen, vor allem aber, daß sie das Schülerheim als ihre eigene Angelegenheit betrachteten.

Es war ja auch, um nur dies eine hervorzuheben, eine Unnatur, daß eine große und damals bereits in Fach- und Laienkreisen starkbeachtete Erziehungsanstalt vor den Toren der Hauptstadt zwar zum Landwirtschaftsministerium, nicht aber zu dem doch sachlich zuständigen Kultusministerium in näheren dienstlichen Beziehungen stand. Die Unterrichtsverwaltung war bis dahin für uns ja nur „Aufsichtsbörde“, wie für jede kleine Privatschule. Wie wichtig es gerade für die Zukunft werden mußte, wenn die Unterrichtsverwaltung von unserm Schülerheim sagen würde: „Mea res agitur!“, sei an folgendem Beispiel gezeigt. Ich habe früher erzählt, daß unser Arndtgymnasium (um ihm Freiheit in der Befehung der Oberlehrer-Hausvaterstellungen geben zu können) als „domänenfiskalische“, also nicht unter Verwaltung des Kultusministeriums stehende, Anstalt gegründet worden war. Einstweilen waren mit dieser Konstruktion alle Schwierigkeiten beseitigt, aber doch nur solange es für Dahlem eine „domänenfiskalische“ Ortsverwaltung, d. h. solange es einen fiskalischen „Gutsbezirk“ Dahlem geben würde. Über kurz oder lang mußte das anders werden, an Stelle des Gutsbezirks mußte eine „Gemeinde Dahlem“ treten (an die Mammut-gemeinde Groß-Berlin dachte man allerdings noch nicht), diese Gemeinde Dahlem würde dann aber auch mit allen anderen „kommunalen“ Einrichtungen des Gutsbezirks unser Arndtgymnasium zu übernehmen haben, was der Finanzminister auch anstrebte, um die Staatskasse von den Zuschüssen zu entlasten. Die Gemeinde Dahlem würde dann auch mit dem Patronat über das Arndtgymnasium das Vorschlagsrecht für die — für das Heim so lebenswichtige — Stellenbesetzung erhalten, und sie würde dem Leiter des Schülerheims schwerlich auf diese Angelegenheit den

Einfluß einräumen, den der bisherige Patron, der Landwirtschaftsminister, ihm gegeben hatte. Somit waren für den, ja nur dem Zeitpunkt nach unbestimmten, Fall der Gemeindebildung mit Sicherheit ernste, vielleicht für uns lebensgefährliche Konflikte vorauszu-sehen. Welches Interesse würde auch eine Gemeinde am Schülerheim haben? Ihr müßten die Heimler als unerwünschte „Auswärtige“ erscheinen, die den Kindern der Gemeindebürger die Plätze fortnehmen, von ihr konnte nicht erwartet werden, daß sie Direktor- und Lehrerstellen anders, als nach rein schulischen Gesichtspunkten besetzen würde. Mit einem stiftischen, vom Kultusminister patronisierten Schülerheim dagegen würde die zukünftige Gemeinde durchaus nicht so umspringen können, wie mit der Anstalt einer Privatgesellschaft. Auch hoffte ich, daß ein „Schülerheim des Kultus-ministers“ durch das Schwergewicht der Tatsachen auch ein „Arndtgymnasium des Kultusministers“ nach sich ziehen würde. (Ein großer Teil der Bedenken, die 1907 ein solches Gymnasium verhindert hatten, würden ja durch den stiftischen Charakter des Heims wegfallen, im übrigen aber durch die langjährige Bewährung des Ober-lehrer-Hausvater-Systems entkräftet sein.) Ich darf zwischenfügen, daß sich dieser Gedanke ja auch in praxi als richtig erwiesen hat, das Arndtgymnasium ist „ver-saamtlich“ worden, und zwar wesentlich unter den ange deuteten Gesichtspunkten, aber das ist ein späteres Kapitel für sich.

Weiterhin möchte ich von den Vorteilen, die nur eine von den maßgebend be-teiligten Staatsstellen verwaltete Stiftung bringen konnte, nur noch folgendes kurz andeuten: Bisher fehlte es — da die Generalversammlung einer G. m. b. H. hierzu doch offenbar unfähig war — an einer geeigneten Stelle für die Auswahl künftiger Leiter des Schülerheims, ferner fehlte es an einer, außerhalb der Lebensgemeinschaft der Anstalt stehenden, übergeordneten Stelle, die etwaige Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Leiter und den Hauseltern ausgleichen oder sachlich entscheiden konnte. Dies und vieles andere, was sich nicht in kurzen Worten sagen läßt, war durch ein Kuratorium der angestrebten Art, und nur durch ein solches, zu erreichen, endlich konnte dann auch der Gymnasialdirektor durch Eintritt in ein solches Kuratorium in die wünschenswerte offizielle, nicht nur wie bisher lediglich persönliche Verbindung mit der Verwaltung des Schülerheims gebracht werden.

Also in summa: Nicht eine Stiftung schlecht hin wollte ich, sondern eine solche unter maßgebendem Einfluß der Unterrichtsverwaltung und unter Mitbeteiligung der übrigen für uns wichtigen Ministerien, denn nur auf diesem Wege versprach ich mir Vorteile für die Sache, groß genug, die immerhin beträchtlichen Opfer zu lohnen. Diese Stiftung aber konnte ich 1911 noch nicht haben, denn sowohl dem Kultusminister, wie dem Finanzminister war die damalige Lebenszeit des Heims noch zu kurz, als daß sie die pädagogische wie finanzielle Lebensfähigkeit als nachhaltig erwiesen be-trachtet hätten. Ohne diesen Nachweis aber waren, wie die von mir ausgestreckten „Fühler“ ergaben, diese Behörden nicht geneigt, ihre Autorität für die Anstalt durch Eintritt in das Stiftungskuratorium einzusetzen. Umgekehrt wollte ich meinerseits nur in einer pädagogisch und finanziell starken Position an die Behörden herantreten, schon weil ich die Säkular- und Verwaltungsordnung der Stiftung unbedingt so einrichten wollte, daß die Eigenart und innere Freiheit des Schülerheims gesichert bliebe vor allen etwaigen Gefahren eines staatlichen Schematismus. Hierzu wiederum war es erwünscht, noch einige Jahre Erfahrung zu sammeln, um die innere Organisation erst fertig auszubilden. So hieß es denn also damals noch Geduld haben und warten, bis die Angelegenheit durch einen unbestreitbaren Beweis unserer Lebensfähigkeit „reif“ würde. Im Januar 1914 — niemand ahnte noch, was dieses Schicksalsjahr bringen würde — hielt ich den Zeitpunkt für gekommen und machte dem damaligen Kultus-minister Grc. v. Trost zu Solz zunächst in mündlichem Vortrag das Angebot zur Errichtung der Stiftung.

(Fortsetzung folgt.)

Unser erstes Redaktionskonzert.

Am 15. Mai hat das Konzert der „Dahlemer Blätter“ stattgefunden, das wir in der Mainnummer ankündigten. Viele Hörer füllten den Saal des Kasinos bis auf den letzten Platz. Ist doch gerade dieser intime Raum für einen Kammermusikabend wie geschaffen. Leider war Fräulein Paula Bock, die den Gedanken dieses Abends angeregt hatte, durch schwere Krankheit an der Mitwirkung verhindert. Sie hatte aber für besten Ersatz gesorgt, und die Schriftleitung konnte ihr und den drei Künstlern, die sich freundlicher Weise zur Verfügung gestellt hatten, danken. Es waren die Damen Fräulein Jackl (Klavier) und Frau Doepner-Deaneborg (Cello) und Herr Dr. Haag (Violine).

Beethoven's „Geistertrio“ und Brahms' H-dur-Konzert standen auf dem Programm; jedes dieser Werke fesselte die Hörer, und besonders das ausgezeichnete Zusammenspiel der Künstler, die die großen Schwierigkeiten beider Werke meisterhaft überwandten, erregte am Schluß dankbaren Beifall. Zwischen den beiden Werken trug Herr Studienrat Dr. Christians mit bekannter Meisterschaft Gorch Fock's „Der Taucher“ vor. —

So verlief der Abend in jeder Beziehung anregend und harmonisch. Eine besondere Freude hatten wir, als wir beim Zählen unseres „Mammons“ einen Briefumschlag fanden mit der Aufschrift: „Dem ersten Gehalt“. Wir öffneten und fanden 100 Mark. Unser graphologischer Sachverständiger prüfte die Aufschrift und kam zu dem Ergebnis, die Schrift stamme von einem gewissen Referendar Erich Regna — es kann auch umgekehrt sein!



Aus der Chronik des Hauses Dranien.

I.

Einzug und erster Tag.

Es war ein schöner Frühlingstag. Man schrieb den 5. April 1910. Ein schönes, großes, rotes Haus, das erst eben fertig geworden war, glänzte im Sonnenschein und schaute wie verwundert aus dem Kiefernwald auf seine fünf älteren Brüder, die fünf schon fertigen Häuser, die weiß gepußt vor ihm lagen. Seit einigen Tagen erst sind die Hauseltern eingezogen, und gestern schon sind einige Jungen gekommen. Heute vollends klingelt es ununterbrochen. Es kommen die Eltern, manche ängstlich, manche lächelnd, gefolgt von den mehr oder minder schüchternen filiis, und stellen sie den Hauseltern vor. Sie haben soviel zu fragen und zu sagen: „Diesen Schlips soll er Sonntags umbinden, und diesen Anzug soll er anziehen, wenn es kühl ist, diese schwarze Seife ist für die Haare und diese weiße für das Gesicht, er darf zu dieser Tante und zu jenem Onkel nur, wenn er artig gewesen ist, er verträgt dies und das nicht“ usw. usw. Kurz, es werden enorme Ansprüche an das Gedächtnis der nagelneuen Hausmutter gestellt. Es wird ausgepackt, die Jungen richten sich mit großem Eifer ein. Allmählich verschwinden dann die Eltern. Die Jungen rennen draußen herum, beschnüffeln das Haus, das ihre zweite Heimat werden soll, beschnüffeln die andern Häuser, beschnüffeln sich gegenseitig und sind sich noch nicht recht klar, was sie zu alledem sagen sollen.

Der Abend kommt, und die 18 Jungen sitzen zum erstenmal vollzählig versammelt bei Tisch, bunt durcheinander natürlich, denn noch hat sich keiner nach irgendeiner Seite hin entpuppt. Benutzen wir die Gelegenheit, uns die Helden etwas anzusehen: Der älteste ist Albert von Caron aus Eldingen, Sekundaner; von den Obertertiarern

hat nur einer lange Hosen an, das ist Walter Titus Livius aus Walsleben; die beiden anderen sind Ernst Freiherr von Richtighofen aus Mertschütz und Arnold von Bernuth aus Wiesau — er ist der längste Dranier. Von Untertertiarern ist ein halbes Duzend eingezogen: Richard von Braunschweig aus Sorchow, Gerd Freiherr von Carnap aus Züllichau, Joachim Franke aus Grunewald, Walter Grosse Leege aus Charlottenburg, Konrad Schulz aus Wulkow und Hasso von Treslow aus Schmarfendorf. Nun die Quartaner, wieder ein halbes Duzend: Reinhard Boetticher aus Philippsthal, Waldemar von Harder aus Berlin, Oskar Henschel aus Cassel, Ulrich Rothe aus Beeslow, Hans Kaspar von Schönermark aus Linderode und Edwin Taubert aus Zehlendorf. Oskar Henschels Bruder Robert oder besser Bobby ist der einzige Vertreter der Sexta im Hause; außerdem ist noch ein Septimaner, Hans Friedrich Freiherr v. Monteton, da, der dem Sohne des Hausvaters Friß Hildebrand in Septima Gesellschaft leistet.

Mehr läßt sich einstweilen von den Dranieren nicht sagen. Die älteren „welt-erfahrenen“ verhalten sich abwartend und blicken schweigend umher; nur der Aufforderung, herzhast ihren Appetit zu beweisen, leisten sie ohne Mißtrauen Folge. Die jüngeren beginnen in der Voraussetzung, daß die anderen auch Menschen sind, ein Tischgespräch; ihre Voraussetzung bestätigt sich, und nun erzählen sie los, was das Tag hält. Nach dem Abendbrot wird das noch eine Weile fortgesetzt beim traulichen Schimmer einer Petroleumlampe — beim Hause Dranien war der Anschluß an die Straßengasleitung und an das Kabel noch nicht fertig geworden — und bei Kerzenlicht; bewacht vom Adjunkten Herrn stud. theol. Kurt Egidi ging die junge Schar zu Bett, um fröhlich oder bangend dem ersten Schultag entgegen zu schlummern.

II.

Der Betrieb kommt in Gang.

Am 6. April ging es zum ersten Male in die Schule. Als nun ein jeder dort mit oder ohne Aufnahmeprüfung den ihm gebührenden Platz gefunden hatte, mußten Hefte und Bücher beschafft werden, vor allem aber mußte ein jeder eine grüne Schülermütze haben, in deren Schmuck man sich gegenseitig oder allein vor dem Spiegel bewunderte. Auch die Gärten wurden verteilt und für ihre Bebauung die kühnsten Pläne erfunden, denn damals bezahlte die Küche noch für selbstgeerntetes Gemüse ganz erstaunliche Preise.

Der erste Sonntag kam. Um 1/2 10 Uhr war für das ganze Heim gemeinsame Andacht im Festsaal, und hinterher machte man eine Entdeckungsfahrt in den Grunewald. Nach dem sonntäglichen Festmahl erhielten einige wenige ihren ersten Urlaub zu Verwandten, die andern vergnügten sich mit Tennis- und Schlagballspielen.

Die allmorgendlichen Freiübungen wurden aufgenommen, und das darauf folgende Aufstehen erregte Freude und Wohlbefinden. Bald nach dem Mittagessen wurden die Schulaufgaben erledigt; und so konnte man nachher mit unbelastetem Gemüte spielen oder graben. Neben der Bestellung des „Rittergutes“ von 4 qm buddelte man fleißig im Walde Sandburgen und Höhlen. Am Abend wurde öfters vorgelesen: Leberecht Hühnchen, Onkel Bräsig und das Tagebuch eines Lausbuben fanden ganz besonders günstige Aufnahme.

Auch die Räume bekamen nun ihre Namen. Die Schlafzimmer wurden getauft: Sanssouci, Neues Schauspielhaus, Rummelsburg, Hades und Olymp; die Arbeitszimmer: Sitzungssaal, Magistrat, Colosseum, Künstlerkloster. Den Duschraum nannte man gut Erfrischungsräum, das Adjunktzimmer Redaktion, und an dem etwa 12 qm großen Musikübungszimmer, in dem Herr Scharwenka seinen Unterricht an die Heimler auf einem Konzertflügel erteilte, prangte eines schönen Tages die Inschrift „Scharwenkasaal“ und darunter stand: „Achtung! Mehr als 2.000 Personen dürfen diesen Saal auf einmal nicht betreten!“

So mancher von den kleinen Wildlingen war es noch nicht gewohnt, zu vorgeschriebener Zeit seinen Mund zu halten. Wollte er in der Arbeitsstunde etwas wissen, so warf er zunächst seinen Stuhl um, stampfte durch das Zimmer zu seinem Kameraden, den er für wissend hielt, und unterhandelte mit ihm in so lebhaftem Tone, als ob überhaupt niemand sonst im Zimmer wäre. Das ungewohnte Stillsitzen hatte häufig ein baldiges Abwechslungsbedürfnis zur Folge, für dessen Auslösung sich unvermittelt die eigenartigsten Begründungen einstellten.

Für viele war es auch neu, selbst für Ordnung verantwortlich zu sein. Eine Zeit lang war das ja ganz interessant, aber bald hatten sie genug andere Beschäftigung. Und wie sahen die Helden manchmal selber aus! Hielten sie es für Luxus, die Haare ordentlich zu kämmen, den Anzug abzubürsten, die Schnürbänder an den Schuhen wirklich ihren Zweck erfüllen zu lassen usw.? Kurz, es war ein tüchtiges Stück Arbeit, die Jungen der europäischen Kultur näher zu bringen. Zwar wurde es von Tag zu Tag besser, aber gerade die ersten Wochen kosteten dem Hausvater gehörig Nerven, und hatte er einmal eine ruhige Stunde, so ratterte der neu angelegte Fernsprecher, er verwünschte ihn manchmal in den Grunewaldsee, da er am tiefsten ist.

Als Pfingsten herantam und alle Buben in die Heimat reisten, da empfand nach diesen schweren Anfangswochen es wohl keiner mehr als das „liebliche Ferkel“, die, die im Hause Dranien zurückblieben.

III.

Sommerfreuden.

Schon wenige Tage nach Pfingsten gab es wieder junges Leben in Dranien. Die Badeanstalt im Grunewaldsee war nun in Betrieb genommen und, da erst nach erledigter Arbeit die Freuden des Wassers winkten, so hatte der Eifer einen recht realen Hintergrund. Die erste Erlaubnis, in die Badeanstalt zu gehen, war erteilt, da stürzt in größter Erregung ein Quartaner in das Arbeitszimmer des Hausvaters und verlangt Geld für eine mit Pelz gefütterte Badehose, damit er sich den Unterleib nicht erkälte. Es war diesem ängstlich um seine Gesundheit besorgten Jungen nicht leicht klar zu machen, daß seine wihigen Altersgenossen ihm etwas aufgebunden hatten. Er gerade hat aber das Wasser lieb gewonnen, denn er ist heute Leutnant zur See. Dem Schwimmunterricht unterzog man sich mit Eifer, zuerst in der Turnhalle im Trockenschwimmen, dann im See. Fast alle hatten Erfolg, einzelne schwammen eine ganze Stunde und heimsten dafür den ehrenvollen Titel „Totenschwimmer“ ein. Hungrig genug kam man vom Grunewaldsee zurück, wurde abends aber auch mit schöner dicker Milch, Eiertuchen, Reibeplätzchen und anderen guten Dingen reichlich versorgt. Beim Abendessen war denn auch neben den Schulerlebnissen das Baden ein Hauptgegenstand der Unterhaltung. Dazu packte jeder aus seiner eigenen ruhreichen Vergangenheit aus.

Am 20. Juni hatte der Herr Kurator seinen Geburtstag. Am Mittag hatte es Bowle und Torten gegeben, zum Kaffee statt der Butterknüppel und Schrippen prächtigen Kuchen, und als es Abend wurde, fand ein Fackelzug statt, der vor dem Hause Wittelsbach, dem damaligen Wohnsitz des Gefeierten, endete. Als dort alle Mitglieder des Heims versammelt waren, bestieg unser Septimaneer Hans Friedrich „Mein und Dein“ (Monteton!) einen Stuhl und schmetterte folgende Festrede hinaus: „Anfer lieber Herr Kurator Dr. Richter, dreimal hoch!“ Alles stimmte begeistert ein, Herr Meinke (der Urheizer), der diesmal gegen seine Gewohnheit Zeit hatte, zündete ein Feuerwerk an, und dann bekam noch ein jeder Festgenosse aus Fräulein Helmbrechts Hand eine Tüte süßer Kirschen. Befriedigt zog man ab.

Die großen Ferien nahten immer mehr heran. Ja, die großen Ferien! Wie mit Naturnotwendigkeit war die berühmte Ferienstimmung eingerissen mit allen ihren

Symptomen einer gesteigerten Arbeitsunlust und einem nicht zu verkennenden Übermut, der geradezu ansteckend wirkte. Dann kam der Tag des Schulschlusses, und die Dranier eilten nach allen Richtungen der Windrose, um daheim die fünf schönsten Wochen des Jahres frei von der merkwürdigen, Kopfschmerzen verursachenden Tätigkeit des Denkens voll auszukosten. *Beatus ille, qui procul negotiis!*

(Fortsetzung folgt.)

Zur Frage einer „Altheimlerliste“.

Die dankenswerte Anregung, die Herr Dr. Schmidt-Ott in seinem „offenen Brief an die Schriftleitung“ in der Mainnummer gab, eine Liste der alten Dahlemer herauszugeben, ist lange – übrigens auch schon vorher – der Gegenstand eifriger Erörterungen innerhalb der Schriftleitung gewesen. Wenn das Ergebnis dieser Erörterungen nun ein ablehnendes ist, so sind es folgende Gründe gewesen, die dazu geführt haben. Soll solche Liste wirklich Wert haben, so muß sie stets wenigstens einigermaßen auf der Höhe sein. Das wäre aber nicht durchzuführen, selbst wenn man in recht kurzen Zwischenzeiten Neuauflagen bringen wollte, was, zumal angesichts unserer nur durch die „Spenden“ noch haltbaren Finanzlage, allein schon durch die hohen Druckkosten ohne weiteres verboten würde. Wenn die alten Dahlemer erst zum größten Teile wirklich festhaft geworden sein werden, wird die Sache ein anderes Gesicht gewinnen, vorläufig aber sind fast alle noch in der Berufsausbildung begriffen und wandern von Ort zu Ort, derart, daß uns sogar die richtige Zustellung des Blättchens selbst oft Schwierigkeiten macht. Wollte man trotz alledem den Versuch machen, brauchbare Listen herauszubringen, so müßten – wer bezahlt das? – fortwährend Fragearten in die Welt gehen, die von manchen beantwortet werden würden, von manchen aber auch – wir reden aus Erfahrung – ganz gewiß nicht, eine allseitige Beantwortung aber wäre erforderlich, um den Listen Wert zu verleihen. Sicher wäre dabei nur der Erfolg, daß manche sich durch die ewigen Anfragen belästigt und verärgert fühlen würden. Endlich ist es – und damit kommen wir auf psychologische Bedenken – gewiß auch nicht jedem lieb, wenn sein Aufenthaltsort usw. jederzeit bekannt gemacht wird, er will nur in Verkehr treten mit solchen, die ihm ganz persönlich nahestehen und deren Anschriften er daher sowieso weiß, er kann dabei gleichwohl ein treuer alter Dahlemer sein, der auch gern zurückkehrt in den alten Kreis, aber nur bei allgemeinen Veranstaltungen und nur, wenn er selbst es will. Dies die Gründe, weswegen wir die Herausgabe der Listen nicht für durchführbar halten.

Aber wir wollen nicht rein negativ sein, sondern glauben aus den Anregungen des Herrn Dr. Schmidt-Ott einen Gedanken herauschälen zu können, der ein aglos vielfach bestehendes Bedürfnis betrifft, und zwar ein solches, dem wir durch die Hilfe unseres Blättchens abhelfen zu können glauben, auch ohne die Listen. Wir geben ein Beispiel: Der ehemalige N. N. verzieht studienhalber oder zu sonstigen Zwecken in die Stadt X., er möchte gern wissen, ob dort sich gleichzeitig alte Dahlemer befinden, die Lust haben, mit ihm in Verkehr zu treten. Da sind wir nun gern bereit, in unser Blättchen zu setzen: „Herr N. N. befindet sich von dem und dem Datum an in X., wohnhaft da und da, er würde dankbar sein, wenn alte Dahlemer in oder bei X., die mit ihm in Verbindung treten wollen, ihm schreiben würden.“ Das würde auch zum Ziele führen und sämtliche Bedenken, die wir oben gegen die Listen aufführen mußten, wären beseitigt. Wir könnten gern auch eine beständige Rubrik „Anschriften-Kalender“ für diesen Zweck einrichten, damit für den einzelnen weniger „Entschluß“ dazu gehört, diesen Weg zu gehen. Was meint Ihr dazu? –



Monatschronik



9. V. 22 unternahmen die Klassen Ausflüge in die nähere Umgebung Berlins.

15. V. 22 Konzert der „Dahlemer Blätter“. Vgl. S. 20 dieser Nummer.

Im Anfang des neuen Schuljahres wurde das Tennisspiel im Heim wieder unter großer Beteiligung der Zöglinge aufgenommen. Hocherfreulich ist dabei der Umstand, daß die Jungen den Tennisplatz selbst hergerichtet haben, wie sie übrigens auch beim In-Ordnung-bringen des Gartens eifrig tätig gewesen sind. Gerne hätten sie auch den zweiten Tennisplatz wiederhergestellt. Hierzu genügt aber leider die Arbeit nicht allein, da teures Material erforderlich ist, für das das Kuratorium die erforderlichen Mittel in diesem Jahre nicht bereitstellen zu können glaubte.



Die alten Kameraden



Wohl zum ersten Male seit Bestehen der „Dahlemer Blätter“ ist keine – und das im Mai! – Verlobung und Hochzeit zu melden. Die Schriftleitung hat vergeblich nach Gründen gesucht. Wer schafft Abhilfe? Wir stellen in der Julinummer die ganze letzte Seite für dieses Thema zur Verfügung.

In München hat sich eine „Ortsgruppe“ alter Heimler gebildet. Auf der Postkarte, in der uns die Gründung der „Ortsgruppe“ mitgeteilt wurde, finden sich folgende Namen: Herbert Benneke, Heinz-Jürgen Denny, Friedrich Freiherr v. Falkenhäusen, Eberhard v. Flottwell, Detlev Freiherr v. Hammerstein-Resow, Kurt Heuser, Georg Hohmann, Dietrich Lehfeldt, Karl Enoch Lemcke, Heinz-Emil v. Maltitz, Karl Ludwig Rette, Karl August Neumann Gottfried Schilbach.

Vor einigen Tagen ist zum ersten Male eine „Vierteljahres-Quote“ nach dem neuen „Umlageverfahren“ festgestellt und nach Genehmigung durch den elterlichen „Aufsichtsrat“ den Herren Papas mitgeteilt worden. Es ist noch recht sanft abgelaufen, denn die Quote für Januar/März 1922 beträgt 3372 Mark. Da unsere Kopfausgabe sich im Vierteljahr Oktober/Dezember 1921 auf 2890 Mark belief, so beträgt die Steigerung nur rund 16%, also bei weitem weniger, als diejenige der Reichsindexziffern für den gleichen Zeitraum. Dieses sehr günstige Ergebnis wäre durch Sparsamkeit, die sich doch auch in vernünftigen Grenzen halten muß, allein nicht zu erreichen gewesen, es ist uns aber zugute gekommen, daß wir zum Teil noch mit günstig gekauften älteren Vorräten wirtschaften konnten, die jetzt natürlich nur mit ihrem alten Einkaufswert in die Rechnung zu stellen waren. „3372 Mark“, das klingt ja sehr gewaltig, andererseits freilich bekommt man das Staunen, wenn man sich ausrechnet, daß das nur 57 „Goldmark“ sind, während das Schülerheim im Frieden vierteljährlich 520 Goldmark kostete! Ein Vater schreibt uns heute: „Ich bin freudig überrascht, daß die Quote in so niedrigen Grenzen gehalten werden konnte. Unser Schülerheim steht nun wohl an Billigkeit obenan. [Mit Ausnahme von Anstalten mit starkem Staatszuschuß, die aber auch solche pädagogischen und äußeren Einrichtungen nicht haben! Anm. der Redaktion.] Privatpensionen fordern schon 3 bis 3 1/2 Ztr. Roggen pro Monat, resp. bis 2400 Mark“. Soweit dieser Vater. Wir können hinzufügen, daß uns noch ganz andere Jahrespreise bekannt sind.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 4/5 2. Jahrgang Juli/August 1922

Als Handschrift gedruckt. Erscheint in der ersten Hälfte jeden Monats. Halbjährlicher Bezugspreis 10 Mark. Postcheckkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Kochler (Dahlemer Blätter). Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Da die Schriftleitung während der Sommerferien verreist, gibt sie diesmal eine verstärkte Doppelnummer (Juli/August) heraus.

Zum Abschied für Herrn und Frau Dr. Fliedner.

Der 1. Juli 1922 reißt in unsere Gemeinschaft eine schmerzliche, kaum ausfüllbare Lücke. Haus Zollern verliert seine langjährigen, allverehrten Hauseltern. Herr Dr. Fliedner ist zum Direktor des Gymnasiums zu Gütersloh in Westfalen berufen worden, mit dem ihn alte Familienbeziehungen verbinden. Unser erster Gedanke ist natürlich, daß wir uns für unsern lieben Dr. Fliedner herzlich dieses ehrenvollen Rufes und der damit gegebenen breiteren Entfaltungsmöglichkeit für seine reichen Gaben freuen und ihm unsere wärmsten Glückwünsche aussprechen. Daneben aber darf auch unser Schmerz zum Ausdruck kommen um den schweren Verlust, den die Anstalt – Gymnasium wie Heim – durch seinen Fortgang erleidet, und wir dürfen es sagen, wie bitter schwer uns, insbesondere der Zollernjugend und uns anderen Hauseltern, dieser Abschied wird. Daß auch Fliedners keineswegs leichtes Herzens von hier scheidet, das weiß ich gewiß, und davon gibt auch der nachstehende Erinnerungsaussatz beredtes Zeugnis.

Gern möchte ich nun durch eine eingehende Würdigung der scheidenden Persönlichkeiten die Größe unseres Verlustes begründen, aber ich bin gewiß, damit ganz und gar nicht in Ihrem Sinne zu handeln. In den Herzen aller derer, die mit den Scheidenden in nähere Berührung gekommen sind, steht ihr Bild fest und wird der Gegenstand dauernder Liebe und Verehrung bleiben: Er – ein ganzer Mann, ein glühendes und starkes, im innerlichsten Sinne frommes Herz, aufrecht und wahrhaftig, streng gerecht, aber warmherzig verstehend, eine in sich geschlossene, widerspruchsfreie, zum Vertrauen zwingende Persönlichkeit, von der ein Strom der Kraft und des Lebens ausgeht! Recht das, was die Jugend braucht zum Verehren! Und sie: die wundervoll harmonische Ergänzung dieses Mannes durch alle Tugenden liebevoller deutscher Mütterlichkeit! – Habt Dank, Ihr lieben Zollerneltern, für alles, was Ihr uns gewesen seid! Glück und Segen auf Euern ferneren Lebensweg, dem nach menschlichem Ermessen der Erfolg gewiß nicht fehlen wird! Wir werden Euch nicht vergessen und sind freudig gewiß, auch Ihr werdet nicht aufhören, in Euren Herzen treue „alte Dahlemer“ zu sein. Lebt wohl! Richter.

Sechs Zollernjahre.

Von Dr. Frh. Fliedner.

Donnernd rollt der Schnellzug über die Eisbrücke bei Schönhäusern. Von Süden grüßt das alte Bismarckschloß. Ich fahre gen Westen. Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag, und am fernen Ufer entschwindet die alte Heimat, winken Freunde, alte und junge, Männer und Frauen.

Mein liebes Dahlem! Swer din vergaeze, der taet mir leide!

13, 14 Jahre mögen's sein, da stand ich, ein junger Doktor, mit einem Studienfreunde in einem Garten Lichterfeldes. Der Blick schweifte zum Grunewald, und durch den Duns des heißen Sommertages ragte der starke Turm des Arndtsgymnasiums, wuchsen dahinter Häuser aus der Erde. „Was soll das?“ fragte ich den Freund. „Ganz was Besonderes!“ orakelte der, „ein Gymnasium mit Schülerheim“. „Schülerheim? was heißt das?“ „Nun, Häuser mit Jungen und Oberlehrern drin.“ „Der Himmel soll mich bewahren! Das wäre das Letzte!“ rief ich in jugendlichem Wahn. Die akademische Luft hatte mir noch die dicken Rosinen künstiger Universitäts-Karriere im Kopfe zurückgelassen, Oberlehrertätigkeit schien mir Ersahware — und nach kaum einem Jahrzehnt bin ich doch Oberlehrer, und dazu in einem Haus „mit Jungen drin“, und danke dem Himmel, der mich hineingeführt.

Zwei Jahre standen wir schon in der ungeheuern Krise des Weltkrieges, auch ich hatte meinen bescheidenen Blutzoll beige feuert, gehörte zu den dauernd „Angetrakten“ und baute in Spandau krampfhaft Maschinengewehre. Da meinte eine hohe Obrigkeit, eigentlich hätte ich doch andere Dinge gelernt, und so kam ich nach Zollern.

Als wir — d. h. meine schönere und bessere Hälfte und ich — einzogen, war das Haus ferienleer, der Sang war verschollen, der Klang verrauscht, es herrschte weiche Stille vor dem Sturm. Wir hatten es uns in den schönen Räumen behaglich gemacht, wir genossen Dahlem in den Ferien — übrigens eine der schönsten Sommerfrischen Mittel-Europas — und warteten. Uns war etwas bänglich zumute. In Elterntätigkeit hatten wir zwar Übung — die Knaben Friedrich und Siegfried gaben dessen Zeugnis —, aber „Hauseltern sein, ist doch noch ganz was anderes.“ So hatte uns schon der Kurator, unser hoher Borgesehnter, mit warnend erhobenem Zeigefinger ernsthaft bedeuert.

Und es kam der Tag, und alle, alle kamen, Jüngelchen, Jungen und Jünglinge, lange, kurze, dicke, dünne, ängstlich oder mit männlicher Gelassenheit, laut und leise, fröhlich oder mit etwas Heimweh im Herzen, alle aber brennend neugierig. Was würde ihnen das neue Regiment bringen, das da zum Empfange bereit stand? „Er“ mit seiner kräftig qualmenden Pfeife, „Sie“ mit freundlichem Lächeln und daneben der ebenfalls neugebackene Adjunkt im eleganten Cut. Nun, die Zeit hat auch hier ihre Antwort gegeben und keine unfreundliche, wie ich denke. Überraschend schnell sind Hauseltern und Hausföhne zusammengewachsen — ohne jede Kraftprobe. So etwas schien in Dahlem unbekannt zu sein. Gott sei Dank! Es war eine muntere Schar, die uns damals umquirlte, und die Zeit war ja auch so „wahnsinnig interessant“. Unbezungen und heldenhaft kämpfte noch unser feldgraues Heer. Hindenburg und Lubendorff waren gerade Reichsfeldherrn geworden und gaben der gefährlichen Lage eine siegreiche Wendung. Zollern hatte die erfreuliche Entwicklung richtig vorausgesehen, — was nämlich den Fahnenvorrat anging. Dieser war reichlich, in bester Qualität in den Farben aller unserer Bundesgenossen vorhanden. Merkwürdig, mit welcher Geschwindigkeit solch' wundervolles Extrablatt seinen Weg nach Zollern fand! „Herr Doktor, Herr Doktor! Ein Sieg, ein Riesensieg!“ So kam es angebraust. Und dann nahm der Doktor mit Würde das Blatt und las mit Stentorsstimme — denn damit ist er nun mal behaftet — die Freudenbotschaft vor, und alles strahlte. „Mensch!!! 300 Geschütze! Und was dann noch so hinterher kommt! Das kennt man ja bei Hindenburg!“ Und schmetternd klang es: „Hoch Hindenburg! Hoch Lubendorff!

Hoch unsere braven Feldgrauen!“ und „Deutschland, Deutschland über alles!“ „Und nun, Jungens, die Fahnen heraus, daß es man nur so flattert!“ So wurden in Zollern Siege gefeiert.

Aber nicht nur gefeiert, nein auch militärwissenschaftlich ausgewertet, wenn man's so nennen darf. Es war wirklich ganz erstaunlich, was Zollern alles an strategischen Talenten barg, und das in jüngsten Jahren! Und was wußte man nicht alles aus „sicherster Quelle!“ So wurde mir eines Tages als nagelneue „tobischere Sache“ aus dem Kriegsministerium mitgeteilt, daß in kürzester Frist 3 (!) Elitedivisionen auf Calais marschieren und sich dort mit der Marine vereinigen würden, um England endlich „den Rest zu geben“. „Na, Junge, geht denn das??“ „Aber selbstverständlich!“ klang es mir mit unverzagter Sicherheit entgegen. Dagegen war nichts zu machen! Du glückliche Jugend mit dem „fröhlich dunkelen Sinn!“

Doch wir sind ganz vom Anfang abgelommen. Es war zuerst die umgekehrte Welt. Wir Hauseltern führten weniger, als daß wir geführt wurden, besser gesagt, eingeführt in Zollernart und Zollernbräuche. Eine der verehrungswürdigsten Sitten in Zollern war unzweifelhaft die heilige Fehme, echt deutsch und seit Urzollernzeiten in Zollern im Betrieb. Jeder, der ein echter Zoller werden wollte, mußte durch dieses Fegeseuer hindurch. Viel darf ich hier nicht verraten; denn wir Fehmrichter — Hauseltern und Adjunkt gehören natürlich zu dieser vornehmen Gilde — sind ja bekanntlich mit schweren Eiden zu strengster Verschwiegenheit verpflichtet; das kann jedoch gesagt werden, daß die Szene mit Kleists Darstellungskraft in seinem „Räthchen von Heilbronn“ an Unheimlichkeit wetteiferte, daß der Freigraf auf seinem Hochsitz und seine Beisitzer in furchtbarster Vermummung und geisterhafter Beleuchtung ihres schweren Amtes walteten, und daß die Sachlichkeit und Schärfe des Urteils nur durch eine rätselhafte Allwissenheit übertroffen wurde, die zwar den Schönheitsfehler hatte, daß sie von seiten des Angeklagten entrüstete Proteste erfuhr, was aber nicht weiter störte. Das Schöne war jedoch bei der ganzen Geschichte — und darin waren die Zollern dem sonst sehr achtungswerten H. v. Kleist sicher über, daß das Ende immer in ein fröhliches Gelächter ausklang, in das auch der anfangs verblüffte Gesehnte von Herzen einzustimmen pflegte. Doch nun hätte ich beinahe schon zuviel gesagt; denn gesehnt wird wohl in Zollern noch bis zu den spätesten Geschlechtern. Drum sei das Geheimnis gewahrt.

Andere Zollernbräuche richteten sich nach der Weltlage. Als das U-Boot in aller Munde war, hatten die Zollern natürlich auch ihr U-Boot. Und was für eins! Die Konstruktion war genial, nur schien sie der Hausmutter für die Bettdecken des Hauses nicht gerade zuträglich zu sein; doch über deren Protest ging man mit fröhlicher Unbefangenheit hinweg. U-Bootsfahren war doch eine deutsche Angelegenheit, und Vaterland ging doch über Bettdecken. Das war klar. Sonntag nachmittag war Fahrzeit, und zuschauen durfte, wer wollte, Hauseltern, Gäste, Freunde. Stundenlang! Denn unverdroffen wurde der ganze Nachmittag in treuer Pflichterfüllung dem Seebienst gewidmet. Mit fabelhafter Geschwindigkeit brauste das U-Boot durch den Dzean, — so behaupteten wenigstens die Insassen. Der Zweifel der Zuschauer hatte weiter keine Bedeutung. Und richtig war ja auch, daß der Motor mit furchtbarem Getöse seine schwere Arbeit tat und die Torpedos nur so herumknallten. (Böse Zungen sprachen zwar von pensionierten Weinsflaschen.) Eben hatte man ein Dreadnought auf den Grund der Nordsee gepfeffert, so fuhr man schon höhnlachend an den dämlichen Engländern vorbei durch die Straße von Gibraltar, als in Messina frische Apfelsinen und trachte in die Dardanellenstraße hinein, daß die ganze englische Flotte ins Wackeln geriet. Was Wunder, daß die braven Seeleute in Konstantinopel feierlichst empfangen wurden, daß der Beherrscher aller Gläubigen sich mit ihnen höchst eigenmündig über die Vorzüge des Zollernhauses unterhielt und sie zu Rittern des grünen Halbmondes und Paschas mit 23 Rosschweifen ernannte. —

Vielseitig waren überhaupt die Zöllner. Man baute nicht nur U-Boote, man spielte auch Theater, und nicht nur im Hause, nein auch draußen, mit allen Schikanen der Freilichtbühne, im Heidehaus. Das Heidehaus hat in Zöllern immer eine ganz besondere Rolle gespielt, in manchem sicher nicht wesentlich verschieden von der heidehausüblichen Weise: Von der Vorfreude angefangen mit ihren fressologischen Vorbereitungen und besonderen Kommissionen, die mit wichtiger Miene ihrem Auftrag gerecht wurden, bis zur drangvoll fürchterlichen Fahrt nach Strausberg, dem Schlemmen in Wald und See und dem materiellen Höhepunkt, dem Sonntagmittagessen, das von der Hausmutter und ihrem Stabe von Köchen und Kellnern köstlich bereitet war. In all diesen Dingen sind die Berichte der Heidehausfahrten, ob von Häusern oder Klassen, ziemlich ähnlich. Zöllnerspezifisch waren indessen die Theateraufführungen daselbst, darunter die Mehrzahl hausgemachte Originalwerke. Gegen diese Originalwerke waren selbst traffe Kinostücke reine Limonade. Knalleffekte mußten erzielt werden, daß man das Gruseln bekam; die arme Hausmutter mußte da besonders herhalten, und wenn es ihr ganz gruselig wurde und sie womöglich rief: „Nein, das ist aber ganz entsetzlich“, dann herrschte ungeteilte Freude. Ich erinnere mich noch eines wildromantischen Räuberstücks. Da sang die entmenschte Schar gleich zu Anfang die liebliche Weise: „Es lebe der Nord und der Meineid!“ Man kann sich die Fortsetzung denken. Ein andermal spielte die Szene im Irrenhaus, Peer Gynt hatte die Anregung gegeben, und ein Doktor trat auf, der mit einem Wunderpulver die Geistesklarheit herstellte. Die Sache hatte nur einen Haken. Eine Messerspitze zuviel verurfachte Tobsucht. Natürlich wurde besagte Messerspitze zuviel gegeben, und es erfolgten nunmehr Ausbrüche, unter denen besonders die friedlichen Bäume des Strausberger Forsts zu leiden hatten. Und wieder einmal sahen die erstaunten Zuschauer in eine Klinik. Nichts fehlte: Tadellose weiße Kittel, große Operationstische, zahlreiches Wärterpersonal und höchst gelehrte Ärzte, die mit medizinischen Fremdwörtern um sich warfen, daß einem der Kopf brummte. Und dann wurde operiert, Blut floß in Strömen, die Operierten wachten mitten in der Narke auf, die Hausmutter war entsetzt, kurz, „es herrschte Ordnung“.

Sänftiglicher, wenn auch immer originell, ging es her, wenn man sich an bekannte Muster hielt. Sehr gelungen war z. B. eine Aufführung des Shakespeareschen Sommernachtstraumes, gelungen vor allem dadurch, daß plötzlich ein Page auftrat und mit warmen Worten das Erscheinen des kürzlich geborenen Hausdöchterchens begrüßte, silbernen Becher und Löffel als Willkommensgabe überreichend.

Und damit komme ich auf den besonders schönen Zusammenhang zwischen Hausvaterfamilie und Hausöhnen. Wir teilten Leid und Freud miteinander. Die Krankheiten wollten in der ersten Zeit bei meinen Kindern gar nicht abreißen. Mein Ältester mußte fast ein ganzes Vierteljahr im Kreisstranthenhaus zubringen, aber ich weiß noch wie heute, mit welchem Jubel der Heimlehrende auf der Straße empfangen wurde, um dann im Hause durch erfreuliche Geschenke erst recht überrascht zu werden. Dann kam der böse Grippewinter, Hauseltern und Kinder, selbst der Adjunkt lagen fest, auch die Mädchen hatten hohes Fieber, von den Hausöhnen war jedoch der größte Teil gesund, aber selten hat eine Selbstverwaltung geräuschloser und besser gearbeitet als die damals improvisierte; einfach musterhafte Stille und Ordnung herrschte, und so war es immer, es war meinen Zöllern Ehrensache, das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, Ehrensache auch, die Freudenfeste der Familie möglichst freudig und feierlich zu begehen. Obenan stand da naturgemäß der Geburtstag der Hausmutter. Tagelang vorher konnte jeder merken, daß da gewaltiges im Werke war. Unten in der Küche hantierte die Hausmutter mit tiefen Düten von Mehl und Zucker und Kalao herum, die Zitronen, Rosinen, Korinthen usw. nicht gerechnet — denn auch sie wollte ihren lieben Jungen die Freude recht erhöhen und wußte wie jede kluge Frau, daß die Liebe bei „den

Männern“ durch den Magen geht —, und oben wurden Rollen geocht, Lieder „geschmettert“ und vom Adjunkten mit auserwählten Jünglingen geheimnisvolle Versammlungen abgehalten.

Und endlich war der Tag gekommen. Das Speisezimmer schien verwandelt. Von Decke, Wänden und Gasronen grüßten Laubgewinde und Tannengrün, die profaischen langen Speisetische hatten sich schamhaft verdrückt, dafür luden kleine runde Tische mit weißem Linnen freundlich ein und Kuchenberge und torpulente Kakaofannen winkten vernehmlich. Wer konnte da widersprechen? Bald war ein kraftvolles Schmausen im Gange als Vorbereitung auf künftige Laten. Die ließen nicht lange auf sich warten, im letzten Jahre zahlreicher als je. Marschierte da auf einmal eine Reichsarmee herein, geführt von einem Leutnant aus der Zeit der Serenissimi, und eine Rede flog von ebendiesem Heerführer, deren Gedanken so tiefgründig waren, daß sie weniger verstanden als vielmehr geahnt wurden, zumal ein Page plötzlich weisevoll die Knie beugte und auf Sammetkissen der gerührten Hausmutter des Hauses Gaben bot. Ein donnernd Hoch erscholl, und eine zweite Offensive auf die Kuchenberge beschloß diesen ersten Akt. Und wieder öffnete sich des Saales Tür, herein zog eine Derwischschar und begann ihren fremdartigen Sang, von dumpfem „Umba“ umgrollt. Immer lauter, immer wilder tönten die Lieder des Orients, immer ekstatischer rasteten die Söhne des Ostens, die Wände wackelten zu Ehren der Hausmutter, nur allmählich verebbte das Getöse, und jetzt erhob sich der Hausvater, um seinen Söhnen Dank zu sagen und das Lob des Zöllnerhauses zu singen: „Ihr wißt ja, hochgeehrte Festgenossen, Zöllern ist das vornehmste Haus, denn einmal sind die Hohenzöllern das erste Fürstengeschlecht Deutschlands, zweitens sind wir das älteste Haus der Schülerheimkolonie, drittens pflegen viele Zöllner sich vornehm über grammatische Tüfteleien hinwegzusetzen und viertens überhaupt.“ Und tosend scholl ein zweites Hoch. Da klopfte es draußen am Tor. Alles staunte, auch Reichsarmee und Derwischschar. Doch schon erschienen sie selbst. Musikanten waren's vom befreundeten Haus mit Instrumenten seltsamer Art. Profaische Naturen mochten's für Waschschüssel, Topfdeckel und Kleiderbügel halten, aber solche Prosa versank gegenüber dem feurigen Schwung, mit dem ein rauschendes Ständchen nach dem andern der entzückten Hausmutter dargebracht wurde. Gediegener Pubbling belohnte die gebiegene Darbietung. Befriedigt zogen die gottbegnadeten Künstler von dannen, und näher rückten Kinder und Eltern zusammen und sprachen von diesem und jenem und sangen und waren froh bis in die späte Nacht hinein, eine glückliche Familie.

Ja, Feste zu feiern verstanden die Zöllner. Was wurde nicht alles befeiert! Voran die Geburtstage mit ihren klar gebauten, wenn auch etwas eintönigen Reden, dann besondere Anlässe wie Abiturientensieg oder auch mal die Verleihung der Rettungsmedaille. Das war ein Riesenfest. Die Reden nahmen kein Ende, drei Gläser gingen vor lauter Begeisterung in Scherben, und endlich das liebe Weihnachtsfest mit seinem Märchenglanz aus Lichtern und Tannengrün, seinen strahlenden Jungengesichtern, seiner fröhlichen Weihnachtszeitung, seinen immer schönen Weihnachtsliedern mit der ewig jungen Weihnachtsgeschichte, seinen herrlichen Äpfeln und Nüssen, die ein geheimnisvoller Knecht Ruprecht brachte, seinen wonnevollen Kuchenbergen und natürlich auch seinen wohlbeleibten Kakaofannen.

Nun soll aber der verehrte Leser nicht denken, daß man in Zöllern aus dem Festfeiern gar nicht herausgekommen wäre, o nein, die Feste waren nur die Gipfel zwischen langgestreckten Tälern, aber allerdings, diese Täler hatten ihre Höhenunterschiede und waren damit landschaftlich fesselnder. Variatio delectat bekanntlich. Am gleich beim Weihnachtsfest zu bleiben, nicht plötzlich wurde dieser Festesgipfel erstiegen, sanft ansteigend führte die trauliche Adventszeit bergan. Frühmorgens grüßte das Adventslicht vom Bäumchen, und abends war so manches Mal die ganze Hausfamilie zu Spiel und Basseln, Lesen und Musizieren beisammen. Auf andere Höhen führte

die Tanzstunde. Der Hausvater hatte zwar für dieses ganze Lämmerhüpfen, wie er es despektierlich nannte, wenig Interesse, um so mehr die Hausmutter, die hier ganz in ihrem Element war. Mit kritischem Blick musterte sie die beintechischen Bemühungen, deren Grazie nur durch ihre Krampfartigkeit übertroffen wurde, mehr noch war sie die Herzensvertraute, bei der verwundete Jünglingsherzen Trost und Hilfe suchten. Auch hier ging es über Berg und Tal, aber selbst Abgründe und steile Gipfel sah das Zöllernland, und wieder war es das große Weltgeschehen, das solche Gebilde schuf. Auch Zöllern blickte in den Abgrund spartatistischen Wahnsinns, stellte Jungmannen zu Wachtbienst und Technischer Nothilfe und erklohm damit verschiedene Gipfel jugendlichen Heldentums. Wie staunten die „Popels“, wenn die jungen „Männer“ von ihren Taten gelassen Bericht gaben! Das war doch etwas anderes als das ewige SchultHEMA.

Ja, die Schule! Das war „ein weites Feld“, um mit Fontane zu reden. Im Sommer trug man die Schicksalsschläge noch leichter, aber der Winter!!! Da konnte dann der Hausvater so aus dem vollen arbeiten, zu helfen und zu retten. Erfreulich war es, wenn bei Tisch einer mit Siegermiene meldete: „Herr Doktor, wir haben eine Arbeit geschrieben“, dann konnte man Siff drauf nehmen, diese Arbeit war mindestens genügend, eine Eins erfuhr der Doktor sogar meist schon, wenn sie eben in der Schule das Licht der Welt erblickt hatte, aber die Bieren und Fünfen! Solche Hiobsposten pflegte man mir aus Zartgefühl entweder erst auf besonderes Befragen mitzuteilen oder wählte den Weg schonender Vorbereitung: „Herr Doktor, die Arbeit ist sehr schlecht ausgefallen, die Mehrzahl 4 oder 5, Herr N. hat auch gesagt, sie würde nicht gerechnet.“ Dann wußte der arme Doktor schon Bescheid, und nun hieß es den Schaden kurieren und die Lächer der Unwissenheit zustopfen, aber brav zog manch Köpfelein an, das in der Arbeitsstunde angeschirrt wurde. Das soll wahrheitsgemäß festgestellt werden. Wie wertvoll war überhaupt diese Arbeitsstunde für den hilfsbereiten Hausvater! Da vermochte er so recht in die bedrängten Jungenherzen hineinzuschauen, konnte ihre reuigen Beichten oder flammenden Verteidigungsreden verstehend hören und mit besonnener Hand die verschlungenen Fäden entwirren. Welch schönes Vertrauensverhältnis hat sich so mit der Zeit zwischen Hauseltern und Söhnen entwickelt! Natürlich wurden auch hier nicht immer zarte Melodien gesfötet. Es gab Dinge, in denen der Hausvater keinen Spasß verstand, sondern sogar sehr „klozig“ wurde, da wandte man sich dann lieber zuerst an die Hausmutter, daß sie den grimmigen Satten besänftige. Half das nicht, so nahm das Schicksal seinen Lauf, entweder zu einer mehr oder minder wichtigen Aussprache unter vier Augen oder, wenn allgemeines Interesse vorlag, zu einer Haupt- und Staatsaktion. Dann trat die ganze Zöllernschar in corpore beim Hausvater an, und nun setzte es eine Philippika, die nicht von Pappe war. Danach ging man befriedigt auseinander; denn ein rechter Junge, der was ausgefressen hat, der sehnt sich geradezu nach entsprechender Segenwirkung, erst dann hat er sein Gleichgewicht wieder. Das war meinen Zöllern eine ganz selbstverständliche Sache, selbstverständlich auch, daß des Hauses Ehre durch die und dünnn gewahrt blieb und der echte Zöllerngeist — er erschien sogar bei einem Zöllernfeste in höchst eigener Person — in ursprünglicher Tüchtigkeit sich erhielt. Gerade hier hatten die Hauseltern ihren älteren Hausföhnen mancherlei zu danken.

„Ich hätte noch viel über diesen Gegenstand zu sagen“, so könnte ich hier mit besserem Rechte als mancher auffahschwihende Jüngling ausrufen; denn der Zöllern-taten und -dinge sind gar viele — vom „Affen“, von Gespenstern und vielen anderen Dingen, die im Gedächtnis meiner Jungen haften, gar nicht zu reden! — aber eine hohe Redaktion drängt seit Tagen sieberhaft auf Lieferung des Textes. So muß ich denn schließen und die Summe ziehen: Zweierlei habe ich Euch, meine lieben Zöllern, zu verdanken: Erstens! Wenn ich in diesen sechs Jahren zum Erzieher gereift bin, der sich wohl zutrauen darf, in größerem Wirkungskreis zu arbeiten, so habt Ihr redlich

mitgeholfen; denn Ihr habt mich das Knaben- und Jünglingsherz von Grund aus verstehen gelehrt. Und zweitens! Wenn irgend etwas mir den festen Glauben an unser deutsches Vaterland gestärkt hat, so waret Ihr es, meine Zöllernjungen; denn deutsche Jugend, die so im Kerne gesund ist wie Ihr, verbürgt uns Deutschlands Zukunft. Ihr werdet dieses Lob richtig zu würdigen wissen, es soll nicht zum Ausruhen einladen, es stellt vor eine große Aufgabe, und daß diese Aufgabe dereinst mit Gottes Hilfe eine herrliche Lösung finde, das sei mein Abschiedswunsch.

Münchener Brief.

Von Kurt Heuser (Wettin 19—22).

... Objektiv kann man gar nicht über München reden; jeder, der einige Tage dort gewesen ist, hat sogleich ein persönliches Verhältnis zu dieser Stadt; und nur über dieses persönliche Verhältnis des einzelnen, in diesem Fall also über das meine, kann ich berichten. Das will sagen, man ist weniger als sonst in seinen Erlebnissen von den Menschen abhängig, denen man begegnet, sondern unmittelbar der Natur untertan. Damit will ich nicht etwa behaupten, daß ich hier einsam lebte, im Gegenteil. Wir sind hier oft sehr lustig, nur fühlt man sich den Menschen gegenüber weniger verpflichtet, gewinnt also an Freiheit — das, was ich hier suchte. ...

Einen seltsamen Lustakt bildete die Nacht, in der ich ankam. Ich hatte das dämlicherweise so eingerichtet, daß es 1 Uhr war, als ich, von großer Spannung erfüllt, den Bahnsteig verließ. Ich hatte noch keine Wohnung, und die Hotels in der Nähe des Bahnhofs waren voll. So blieb der Wartesaal übrig; auf Bänken und Stühlen lagen und saßen lichtscheue Gestalten; solch eine beschloß ich auch zu werden und legte mich auf eine Bank. Wie man auf solcher Lagerstatt schläft, hatte ich schon früher in der Schulkompagnie Dahlem, März 1920, gelernt. Etelhaft war jedoch die Razzia, die alle Stunde stattfand. Man wurde geweckt und nach der Fahrkarte gefragt, die ich ja längst abgegeben hatte. Und dann immer wieder das Verhör: man käme von da und da, sei „obdachlos“, usw. ...

Das war der erste Eindruck von München, zweifellos interessant, aber doch etwas ermüdend. Voll Freuden begrüßte ich also die „rosenfingrige, göttliche Cos“ und begab mich in die Stadt, staunte vor manchem schönen Gebäude, und als ich schließlich im Hofgarten stand, da wußte ich: hier wird es dir gut gefallen. Eine Weile sah ich auf dem Obeonsplatz den zahlreichen Tauben zu und dachte an Venedig, da kommt an mir jemand vorüber, der mir so bekannt aussieht. Das schmale Gesicht, die Brille — richtig er ist: Lehfeldt*.

* Dietrich Lehfeldt (Dranien 16—21).

Ich wartete mit Spannung auf den Augenblick, da er mich gewahren würde, und wurde reichlich belohnt. —

Faust und Mephistopheles* auf dem Odeonsplatz in München! „Hast Du eine Wohnung?“ „Nein.“ „Du?“ „Nein.“ „Ich muß bis morgen eine haben, sonst sitze ich auf der Straße.“ „Wir treffen uns heute nachmittag!“ — Die Abenteuer der Wohnungssuche will ich nicht schildern. Ich bekam da gleich interessante Einblicke in das bayrische Familienleben. Schließlich, nach vielen Mühen, gelang es mir, eine Wohnung zu erhalten, meilenweit von der Universität entfernt. Und — wieder leitete mich der Zufall — Lehfeldt ward mein Nachbar. Die ersten Tage waren wir viel zusammen, manchmal gingen wir auch zur alma mater, vorläufig um Formalitäten zu erfüllen, was mit langem Ansehen und Warten verbunden war. — — —

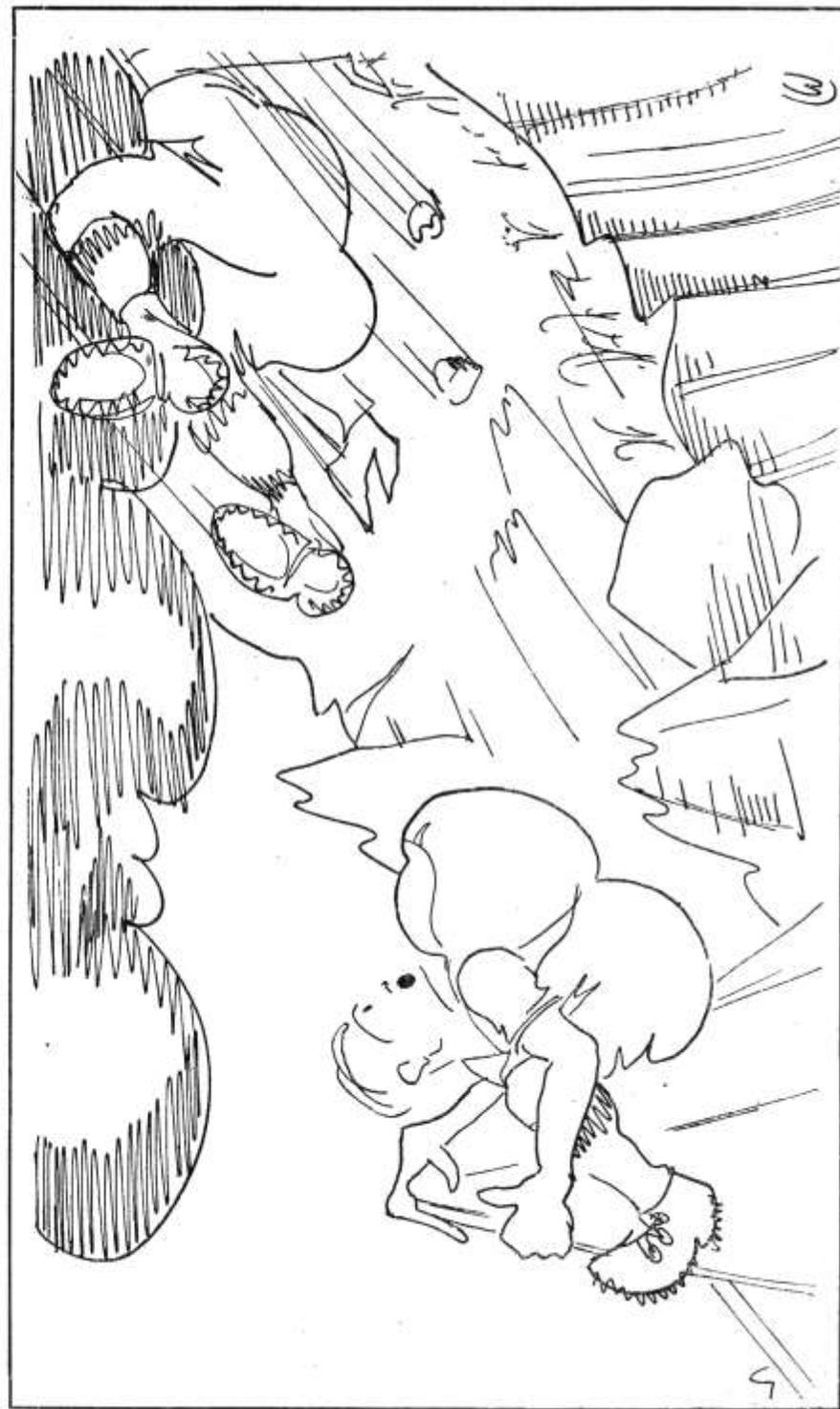
Man holt sich Kraft in der Natur, in den Bergen. Man fährt hinaus, rudert und schwimmt im Starnberger See. Man macht mit bei jeder Sache, die einem irgendwie entgegenkommt. So wäre ich z. B. freiwillig nicht nach Oberammergau gegangen, aber es bot sich günstige Gelegenheit, so günstige, daß ich beinahe sagen kann: Oberammergau kam zu mir.

Ich fühlte mich gleich ein wenig Berichterstatler der „Dahlemer Blätter“, als ich mir sagte: Wenn der Herr Chefredakteur davon hört, beauftragt er dich, und siehe: er beauftragte mich. Also: Oberammergau ist ein reizendes Dorf. Die Eingeborenen lassen sich nicht die Haare schneiden. Sie nähren sich von Mehlspeisen, Brot, Milch und Käse, vor allem aber von den Fremden. Deshalb an allen Siebeln prangende Schilder: Change! Exchange! oder New York Herald! usw. — Ihr Passionspiel aber ist ernst zu nehmen, es schildert bekanntlich die ganze Leidensgeschichte von der Tempelaustreibung bis zur Auferstehung mit Zwischenhören und lebenden Bildern nach Erzählungen des alten Testaments: von morgens 9 Uhr bis abends 6 mit zweistündiger Pause zieht Bild auf Bild vorüber. Natürlich wird man manchmal müde von dem vielen Schauen; aber dann geschehen doch wieder plötzlich große und einfache Gebärden des Christusdarstellers, die erschüttern; ich sage Gebärden, denn nur im Pantomimischen scheint mir diese Darstellung groß und wertvoll. Die Worte wirken vielfach unecht. Aber die Musik macht das Spiel erst zu dem, was es ist. Die Musik und die Gebärden des Christus, das werde ich nicht so leicht vergessen. Vergessen werde ich aber wohl die in der Erinnerung jetzt schon verblaßten pomphaften Volksszenen, den theatralischen Judas, all das Drum und Dran. Ich fühle mich nicht berufen, Kritik zu üben an dem frommen Spiel der Oberammergauer. Aber ich muß sagen, daß hier wie nirgends das Problem: Natur — Kunst so augenfällig demonstriert wird; denn hier kann man genau unterscheiden, wo Natur ist und wo Kunst gewollt wird.

Und nun zum Schluß meine Fahrt mit Otto Lewald** nach dem Brenner! Nachdem wir an den ersten Tagen vom Gipfel des „Heimgarten“ aus weit

* Kurt Heuser und Dietrich Lehfeldt spielten im Winter 1920 in Goethes Faust im Rahmen einer Aufführung des Literarischen Vereins diese Rollen.

** Otto Günther Lewald (Wettin 16—18.)



ins Gebirg hineingeschaut hatten, Karwendel- und Wettersteingebirge auf der einen Seite betrachtet und auf der anderen Seite zurückgeblüht hatten auf die grüne bayrische Ebene, trieb uns die Sehnsucht über die Grenze, über Innsbruck, wo wir uns arg verwunderten über die Kronenvaluta, gegen den Brenner. Da wir aber nur bis Innsbruck Pässe hatten, wurden wir vorher an die Luft gefeßt. Das nahm uns aber nicht den Mut; im Gegenteil: wir kletterten den nächsten Berg empor und waren nun mitten im Hochgebirge; in zwei Tagen trafen wir kaum einen Menschen, in Sennhütten übernachteten wir, 2400 Meter hoch; durch wüste Täler, über schroffe Grate ging es, ohne Weg und Stieg.

Wir wollten gerade einen Aussicht versprechenden Gipfel besteigen, da brach ein Wetter aus, das sich schon den ganzen Vormittag zusammengebraut hatte. Innerhalb weniger Minuten waren wir naß bis auf die Haut. Ein sehnsüchtiger Blick nach oben: Nichts mehr zu sehen: Die Gipfeskuppe, der Abhang, wir selbst in Wolken, die Gletscher im Hintergrund, die eben noch strahlend herübergeleuchtet hatten, im grauen Meer untergegangen. Also bergab. Der Abhang glich einer Eisbahn. Wir glitten erst aus, dann gerieten wir ins Rutschen, kamen zu Fall, überfugelten uns. Auf einmal war mein Reifegenosse fort. Ich hatte mich gerade an einen Felsvorsprung angeklammert und blickte mich um. Da fiel er plötzlich aus den Wolken, Steine, Geröll mit ihm. Mit den Worten: „Ich falle in den Abgrund“, fauste er an mir vorbei und war verschwunden. Wie eine Lawine war er zu Tal gefahren. Schnell löste ich mich von meinem Felsen und folgte der Spur, die seine Unaussprechlichen gleich einer Regenschnecke auf dem Abhang gelassen, und endlich fand ich ihn, an dürftigem Gebüsch sich festklammernd. Sein Mantel glich einer Gardine mit exotischen Mustern, seine Stiefel hatten sich in ihre Elemente zerlegt. Wir schauten uns an — und lachten, lachten, so wie selten wohl Menschen gelacht haben. — Den weiteren Abstieg zu schildern, sei mir erlassen. Nur das eine Wort meines Freundes sei der Nachwelt nicht vorenthalten: „Schnell unter Alkohol setzen, sonst kriegen wir die Lungenpest.“

Pfingstfahrt.

Von Walter Becker (Sommer 20 Wetlin).

Malen hätte man sie eigentlich sollen, die 32 Arndter, die am Donnerstag nach Pfingsten sich unter der „historischen“ Uhr am Bahnhof Zoo versammelten, um — nicht nach Strausberg zu fahren; oder „in der Dichtung leichte Zauberhülle“ hätte man ihre Erlebnisse kleiden sollen, so bunt, so froh und so schön waren sie. (Nämlich die Erlebnisse, nicht die Arndter.) Aber lassen wir mal jegliche Kunst beiseite und berichten wir in einfacher Prosa, was wir erlebt haben.

Alljährlich um die Pfingstzeit macht Herr Studienrat Schmidt (Abföhrung im Stundenplan und auf Wanderschaft: Sm.) mit einigen „Leuten“ aus Prima, Sekunda und Tertia eine mehrtägige Fahrt, genannt die Pfingstfahrt. 1920 ging's nach Rheinsberg—Fürstenberg (Meckl.), 1921 nach Wittenberg, Dessau, Wörlitz, und nun 1922 nach Fürstenwalde, Scharmüchelsee, Storkow, Teupitz und dann in den Spreewald.

Auf drei Dinge wird bei unseren Pfingstfahrten immer besonderer Wert gelegt, das ist einmal Billigkeit, dann anständiges Wetter und endlich eine „blendende“ Stimmung unter den Pfingstfahrern.

Mir, der ich selbst einige Zeit im Heim war, ist es immer als sehr bedauerlich erschienen, daß sich so wenig Heimler an unseren Fahrten beteiligten; und da ist es schön, daß wir feststellen können, daß diesmal zum ersten Male ein ganz großer Prozentsatz von uns Heimler waren.

Nun aber zur Sache. Also 6^u Uhr abends dampfte unser Zug aus dem Bahnhof Zoo. Wir verließen den „grünen“ Strand der Spree, um ihn bald an anderer Stelle, allerdings in wesentlich verändertem, wesentlich „grünere“ Zustände wiederzufinden.

Das erste, was wir vorhatten, war ein Nachtmarsch. Ab Fürstenwalde 1/2 9 Uhr, so weit wir kamen. Es war eine herrliche Vollmondnacht, und sie wurde stramm durchmarschiert bis Sonnenaufgang. (Der Mond ging an jenem Morgen aus Bewunderung oder anderen, uns unbekanntem Gründen 40 Minuten zu spät unter.) 36 km sind wir gelaufen, die man dann am Ziele (in Blossin) allerdings auch in den Beinen und anderen Körperteilen zu spüren begann. Dort gab es dann dafür einen Kaffee, ein Morgenbad und einen fünfständigen Schlaf, dann ein kräftiges Mittagmahl und dann ging's weiter.

Die folgende Nacht verbrachten wir in Prierosbrück, mehr oder weniger auf- und übereinanderliegend in einer etwas zu klein geratenen Scheune.

Nach gutem Morgenkaffee mit frischen Brötchen zogen wir weiter, durch die Dubrow an den Hölzernen und Köriser See und fuhren von Köris mit der Bahn nach Lübbenau.

Da waren wir nun im richtigen Spreewald, und das wollten wir gleich kräftig austkosten. So nahmen wir 3 Rähne, in jeden stiegen 11 Mann, und die Fahrt ging los, 3 1/2 Stunden mitten durch den Spreewald. Unsere Erwartungen wurden nicht nur erfüllt, sondern noch erheblich übertroffen. Neben den landschaftlichen Schönheiten, die sie bot, war die Fahrt auch sehr amüßant. Einer von uns, der sich einbildet, auf musikalischem und dichterischem Gebiet ein Künstler zu sein und der auch schon die entsprechende „Tolle“ trägt, konnte sich nicht enthalten, ein vorbeikommendes Liebespärchen anzudichten, welches Poem er zu Hause in eine romantische Spreewaldoper umzuformen gewillt ist. Sodann hatten wir uns zur Aufgabe gemacht, allen den in hellen Scharen vorbeikommenden Berliner Schiebern ein herzhaftes: „Kaffe“ entgegenzurufen. Auch der Abend, den wir in Eiche verbrachten, war höchst unterhaltsam. Eins der schrecklichsten Dinge, die Menschenhand

jemals geschaffen hat, ein sogenanntes „Polyphon“, sorgte für die nötige Musik. „Damens“ waren auch da, und so wurde es sehr fidel.

Was wir am nächsten Tag (Sonntag) machten, bitte ich im Baedeker nachzulesen: Eiche—Burg (dort Kirchgang), Burg—Raddusch—Lübbenau. Von dort per Eisenbahn zurück nach Berlin.

Als wir dort wieder in der U-Bahn saßen und unserem alten Dahlem zufuhren, da war unser Herz voll Zufriedenheit, Dankbarkeit und Freude; voll Zufriedenheit mit dem, was hinter uns lag, voll Dankbarkeit gegen unseren lieben Führer und voll Freude — auf die nächste Pfingstfahrt.



Monatschronik



- Zu Pfingsten wurden eine Reihe von Wanderfahrten unternommen. Angehörige des Rudervereins fuhren nach Rathenow zu Dr. Dumrese, nach Schwedt zu Professor Hoppe. Studienrat Schmidt unternahm eine Spreewaldwanderung, über die auf S. 34 dieser Nummer berichtet ist. Studienrat Dr. Gothardt mit seiner OIB eine Harztour, über die wir in der Septemhernummer berichten wollen. — Der Besuch des Heidehauses steht in voller Blüte. Sehr willkommen sind auch die „Wandertage“, die zu Ausflügen in die nähere und weitere Umgebung Berlins benutzt werden.
17. VI. 22 fand die feierliche Weihe des Grabdenkmals für Alfred Pleißner auf dem Dahlemer Friedhof statt. Zahlreiche Freunde des Verstorbenen, Schüler und Lehrer hatten sich eingefunden. Oberstudiendirektor Dr. Kremmer führte noch einmal das Bild des Mannes, sein Wirken und Streben der kleinen Gemeinde vor Augen. Dann legte Professor Dr. Brandt, der in schöner Rede der Bedeutung des unvergeßlichen Lehrers gerecht wurde, einen Kranz am Grabe nieder und übergab den Stein — eine Stiftung der Schule — der Witwe des Verewigten.
18. VI. 22 fanden auf dem Moabiter Übungsplatz die „Bismarckspiele“ statt. Die Arndtgymnastasten hatten folgende Erfolge: Die Schlagballriege gewann alle vier Gänge und erhielt einen Eichenkranz aus dem Sachsenwalde. Auch die Faustballriege erhielt nach viermaligem Sieg mit hoher Punktzahl einen Eichenkranz. Werner Schmidt (17—22 Jährigen) war im Dreikampf Sieger und erhielt einen Eichenkranz.
24. VI. 22 wurde die Sonnenwende durch Abbrennen eines Holzstoßes, vaterländische Ansprachen, Musikvorträge und Reigentänze auf der Spielwiese gefeiert.
- 26/27. VI. 22 feierte der Literarische Verein im Heidehause sein 10. Stiftungsfest besonders feierlich. In der Septemhernummer soll über dieses Jubiläum ausführlicher berichtet werden. Der Literarische Verein bittet uns, an dieser Stelle seinen Dank auszusprechen zu dürfen für die Spende von 100 Mark, die aus Heibelberg von einem unbekanntem(?) Spender kam.



Die alten Kameraden



- Ruprecht Freiherr Raßler von Gamerschwang (12—18 Wittelsbach), z. Z. Landwirtschaftliche Hochschule Hohenheim bei Stuttgart, zeigt uns seine Verlobung mit Baronin Gabriele Maltzan in München an.
- Arnold Bongardt (15—17 Jährigen), z. Z. Hamburg 23, Rüderstraße 50, zeigt uns seine Verlobung mit Fräulein Lena Bikel in Wiesbaden an.
- Dr. med. Wolfgang Donath (8—13 Burgund), z. Z. Berlin NW 6, Schumannstraße 17, verlobte sich am 20. Juni 22 mit Fräulein Eva Klein aus Königsberg i. Pr.
- Eberhard von Gosler (12—14 Burgund), Schüh, Kr. Suhrau, der Weihnachten vorigen Jahres sein Dr. iur. und „Referendar“ machte, verlobte sich mit Gräfin Stosch aus Alt-Kessel.



Als Handschrift gedruckt. Erscheint in der ersten Hälfte jeden Monats.
Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Kochler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.



Unser Blättchen in Geldnöten!

Die Herstellungs- und Versendungskosten für eine Nummer betragen vor anderthalb Jahren bei Gründung des Blättchens etwas über 600 Mark, die vorliegende Nummer kostet mindestens 6000 Mark, also das Zehnfache! Was weiter wird, kann niemand wissen.

In der ganzen Zeit haben wir den „Pflichtbeitrag“ von 20 Mark jährlich nicht erhöht, sondern das Blättchen von den uns freundlich überwiesenen größeren freiwilligen Spenden erhalten. Mit dieser Nummer sind unsere Mittel nicht nur erschöpft, sondern wir sind mit ca. 2000 Mark im Minus, und für die Oktobernummer ist kein Geld da.

Jeder wird uns zunächst entgegenhalten: Was ist das für eine sonderbare Wirtschaft! Warum habt Ihr die Pflichtbeiträge nicht rechtzeitig erhöht? Antwort: Erik Reuter sagt: „Rindfleisch und Plummeln ist ein schön Gericht, doch, meine Herrn, wir kriegt man nicht.“: Rund die Hälfte aller „Abonnenten“ haben überhaupt nichts bezahlt! —

Wäre das ein Beweis dafür, daß diese Säumigen keine Freude und kein Interesse an unserm Blättchen hätten, dann könnte dies Ergebnis uns Leute von der Schriftleitung, die wir manche Arbeitsstunde für die Sache opfern, wahrlich nutzlos machen. So ist es aber Gott sei Dank nicht, aus vielen vielen Beispielen wissen wir das Gegenteil. Der Feind, mit dem wir zu kämpfen haben, ist — beim Einkassieren sowohl, wie bei der Bearbeitung von Fragebogen und dergleichen — nicht mangelndes Interesse an unserm Blättchen, sondern ganz gewöhnliche Feld-, Wald- und Wiesen-Bummelsei! Diese zu bekämpfen, sind wir langsam nutzlos geworden, es handelt sich offenbar um ein unabänderliches Naturgesetz! Das Verhältnis zwischen den freiwilligen Spenden und den „Pflichtbeiträgen“ war: Spenden 27604 Mark, Pflichtbeiträge 2940 Mark.

Aus dieser Sachlage geht, wie wir meinen, hervor, daß die einzige, praktisch mögliche Grundlage für unser Blättchen freiwillige Spenden sind!

Wer bisher Freude gehabt hat an unserm Blättchen und in ihm ein willkommenes Band erblickt hat, das ihn mit den Menschen und der Stätte seiner Schülerzeit dauernd und lebendig verbindet, wird mit uns sagen: Dank, herzlichen Dank allen bisherigen Spendern! Vor allem aber: **Vivant sequentes!**

R.

Bivat „Thalia“!

Von Dietrich Lehfeldt (16–21 Dranien).

Als sich nach der „Sturmaufführung“ des Literarischen Vereins im vorigen Herbst der Vorhang schloß und ich mir den großen Prosperobart vom Gesicht zerrte, da dachte ich: „Futsch ist futsch, und hin ist hin“ oder „Mit diesem Zaubermantel legst du sicher auch für dein ganzes Leben dein Theater spielen beiseite“. Und anstatt der Tränen lief mir die schmelzende Schminke die Backe herunter. — Und es schien auch so. Fast ein dreiviertel Jahr konnte ich meiner Theaterleidenschaft nicht frönen. Dann aber kam es anders. — Auch mich zog es, wie so viele „alte Dahlemer“, nach der Wunderstadt München. Und als ich an München dachte, dachte ich nicht nur an Universität, Alpen, Theater, Konzerte und Pinako- und andere -thelen, sondern ich hoffte im Stillen auch auf Gelegenheit, — — — doch das kommt ja jetzt. — Drei Wochen nun war ich schon tagaus, tagein gewissenhaft von einem juristischen Hörsaal in den anderen gewandert. Da, eines Tages komme ich beim schwarzen Brett vorbei und lese, und das Herz schlägt mir schneller: „Münchner Bühne gibt zum Besten der ‚Hilfe für notleidende Studierende‘ Saffspiele in bayrischen Provinzstädten. Wer sich in den Dienst der guten Sache stellen will, wende sich da und dahin. Vergütet wird nur die Eisenbahnfahrt.“ Gelesen, gewendet — und es war um mich geschehen. Ich ging zu der mir angegebenen Zeit zu einer Besprechung der Schauspieler, die sich aus Studenten der Universität, Technischen Hochschule und Akademie für bildende Künste zusammensetzen. Es war ein Sonntag, und die Sonne lächelte so lieblich und warm, daß ich dachte, das muß etwas werden. Und es ward. Ich erfuhr, daß am nächsten Sonntag in Weilheim Hermann Bahrs „Konzert“ aufgeführt werden sollte. Alles war in Ordnung, nur die eine männliche Hauptrolle, „Dr. Jura“, war unbesezt. Leider kannte ich das Stück noch gar nicht. Aber die Rolle wurde mir angetragen. Ich wollte mich am nächsten Tage entscheiden. Ich las also das Stück und nahm an. „Wenn der Termin fest ist, so muß es eben gehen“, sagte ich mir. Nun war also die ganze Woche jeden Abend Probe. Es war wunderbar. Die Proben sind ja, das wird jeder, der einmal in Dahlem mitgespielt hat, sagen, fast das Schönste dabei. Und besonders hier war es romantisch, da wir jeden Abend woanders, in den komischsten Lokalen, probten, während nebenan die Bierbasstimmten der braven Bayern tönten. Zwischen den Kollegs und nachmittags lernte ich. Die Generalprobe am Sonnabend verlief kläglich, nicht einmal alle Mitspieler waren anwesend. Aber in Dahlem war es ja genau so (O! Jetzt habe ich aus der Schule geplaudert!). Vielleicht muß das so sein. — Am Sonntag jedoch setzten wir uns alle vergnügt in den Zug und fuhren unserm Schicksal entgegen. In Weilheim wurden wir von schon Vorausgefahrenen feierlich abgeholt und zogen, begafft von den Leuten, nach dem Stadttheater. Ja, ein Stadttheater gibt es dort, sogar mit Logen und allen Schikanen und einer großen Bühne mit Seitentulissen, Hintergründen, Hängeboden und Rampenlicht und vertrauenerweckendem Souffleurkasten. Von außen sieht es allerdings einer Scheune sehr ähnlich, und auf den einfachen Holzbänken sitzt es sich sicher auch nicht so sehr bequem. Doch das Publikum strömte schon gleichzeitig, sogar noch eher als wir, dem Theater zu. Bald war das Haus

ausverkauft. — Endlich hob sich der Vorhang, das Stück ging vom Stapel — und der Erfolg war groß. Zwar bekamen wir keine Blumen auf die Bühne, aber als wir nach der Bahn rasten, um den Zug noch zu bekommen, riefen uns die begeisterten Weißheimer ein „Auf Wiedersehen“ nach, was dann die Kritik noch einmal wiederholte. — So wollen wir mit dem „Raub der Sabinerinnen“, die jetzt gerade einstudiert werden, ihre Lachmuskeln aufs neue reizen. Inzwischen wird „Das Konzert“ in Starnberg und Bad Aibling aufgeführt. Dann gehen beide Stücke als Nachmittags- und Abendvorstellung in Rosenheim in Szene. Proben sind andauernd, und bald wird ein Shakespearelustspiel herausgebracht. — So kann ich meine im Literarischen Verein zu Dahlem geübte Tätigkeit als Schauspieler weiter fortführen, und wenn auch unser Theatertarren die Eisenbahn ist, so entbehren die Gasspielerreisen nach den Provinzstädtchen Bayerns doch nicht einer gewissen lockenden und befriedigenden Romantik. Wir alle sind jedenfalls mit Leib und Seele bei der Sache. Vivat Thalia!

Wahre Geschichtchen aus dem Heim.

Die Berühmtheit.

Ein Hausvater erhält neulich den Besuch eines hoch-, man kann sagen weltberühmten Gelehrten, der sich nach dem Wohl seines Neffen im Heim erkundigen will. Die kleineren Jungen des Hauses haben davon gehört und sich nach der „Berühmtheit“ erkundigt; sie lugen hinter Türen und Fenstern hervor, um sich den Professor anzusehen. Nachdem der Hausvater den Gast mit seinem Neffen bis zur Gartenpforte geleitet und sich verabschiedet hat, hört er, wie die Jungen ihre Eindrücke austauschen. Besonders das „Rüken“ des Hauses tut sich hervor und sagt: „Ich finde, unser Herr Doktor sieht doch viel berühmter aus!“ —

Die gekränkte Unschuld.

Es ist streng verboten, im Heimgarten Rad zu fahren. Neulich, an einem Abend, wird ein Segtaner dabei erwischt. Kräftiger Anranger: Junge, wie kommst Du dazu — — — weist Du denn nicht — —?! „Ist ja gar nicht mein Rad!“ lautet die fast entrüstet klingende Antwort, und die Kinderaugen verraten, daß er von der Unanfechtbarkeit seiner Entschuldigung vollkommen überzeugt ist.

Die Enttäuschung.

Herr — — sagen wir: Arkadij Kopolowitsch, aus Rußland gibt sich der unbegründeten Hoffnung hin, seinen Sprößling im Schülerheim unterzubringen. Man weist ihn darauf hin, daß sein Sohn, der weder Latein noch Griechisch kann, doch weit besser eine Realschule besuchen würde. Wehmütvoll schüttelt er den Kopf und sagt: „Gott wie schade, bei der schönen Anstalt, daß der Herr Arndt nicht auch eine reelle Abteilung eingerichtet hat.“

Aus der Chronik des Hauses Dranien.

4.

Am Nachmittage des 20. Juni hatten einige Dranier einer Aufführung beiwohnen dürfen, die die Wittelsbacher zu Ehren ihres Hausvaters, des Herrn Kurators, veranstalteten. Man fand sie einfach „blendend“. Schnell machten die begeisterten Theaterbesucher unter ihren Hausgenossen Stimmung, zum Geburtstag ihres eigenen Hausvaters auch Theater zu spielen. Aber eins war man sich sofort einig, daß das größte Geheimnis darüber walten müsse. Aber scharf gingen die Meinungen darüber auseinander, was für ein Stück drastisch genug sei, um den wirkungsvollsten Eindruck zu machen. Endlich einigte man sich auf den bieder „Peter Squenz“ des Andreas Gryphius, besonders weil in diesem Stücke die allgemein bekannte, rührende Geschichte von Pyramus und Thisbe so spaßig dargestellt werden konnte. Die zwölf Rollen wurden nach den schauspielerischen Fähigkeiten verteilt und einige Leseproben gehalten. Die großen Ferien wollten die Schauspieler ihre Rollen fleißig lernen, und die Sache sollte dann losgehen.

Als nun aber die schönen fünf Wochen der Freiheit zu Ende gegangen waren, da stellte sich heraus, daß sie für die meisten ein wahres Dolce far niente gewesen waren. Körperlich freilich waren die Dranier bei ihrer Rückkehr recht auf der Höhe, geistig hatte sich keiner überladen. Mehr oder weniger unbewußt war auch manche freiheitliche Anschauung und Gewöhnung aus den Ferien her hängen geblieben, so daß noch eine Zeitlang ein Kampf im kleinen notwendig war. So verging denn noch gut eine Woche, bis das eigentliche Mimen losgehen konnte. Bei den Proben zierte man sich anfangs etwas, doch allmählich bemühte man sich, die darzustellende Person möglichst drastisch zu verkörpern. Soweit wie möglich wurden die Kostüme selbst hergestellt. Für den König aber und seinen Hofstaat entlieh man die Gewandung bei einer Frau, deren gute Leistungen nach allgemeinem Urteil im schroffen Gegensatz zu ihrem Äußern standen. Die Dekoration und die Requisiten wurden in eigener Werkstatt in der „Künstlerklausur“ hergestellt. Als Bühne sollte ein Teil der Diele im obersten Geschoß benutzt werden. Die Beleuchtung und der Vorhang machten aber recht viel Arbeit.

Nun endlich schien es so weit zu sein, daß das Stück steigen konnte, da erkrankte einer der Hauptdarsteller E. v. R. in seiner Heimat, wohin er zur Silberhochzeit seiner Eltern gefahren war. Da übernahm voll mutiger Entschlossenheit — *impavidum ferient ruinae* — Walter S. L. die Rolle der „Thisbe“, und die Hauptprobe fand vor einem kleinen, aber dankbaren Kreise von Kameraden aus den andern Häusern statt. Mächtiges Lampenfieber, Überanstrengung der Lunge beim Souffleur, Verzweiflung des Spielleiters! Doch: „Es ist klug und kühn, dem unvermeidlichen Ubel entgegenzugehen“, so sagt Dranien. Und siehe da, die Hauptaufführung, zu der alle Hauseltern des Heims und andere Ehrengäste geladen waren, gelang über alles Erwarten gut. Verdienter Beifall lohnte die Spieler, und das Publikum verließ, recht befriedigt von dieser Uraufführung, das Haus Dranien.

Auch die zweite Hälfte des Sommers bot noch reichlich Gelegenheit zum Baden, Spielen und Spaziergängen. Einige Male wurden Museen, der Botanische und der Zoologische Garten besucht. Im Völkermuseum fand das lustige Völkchen merkwürdige Ähnlichkeiten zwischen einigen Höhenbildern und ganz bekannten Personen heraus; auch in der Säugetierabteilung im Museum für Naturkunde wurden Beziehungen zum Leben gesucht.

In diesen Tagen verbreitete sich die Nachricht von einigen Cholerafällen in Spandau. Daraufhin wurde vorsichtigerweise das Baden im Grunewaldsee unterlassen, und dieses herrliche Vergnügen fand so für dieses Jahr sein Ende. Die freien Nachmittage lockten jetzt die Dranier zudem regelmäßig auf die Spielwiese, auf der mehrmals

Schlagwettspiele der Häuser untereinander und mit andern Schulen stattfanden. Die Teilnahme war groß, und oft hallte lautes Beifallsgeschrei weit über das Feld und durch den Wald. So ging das erste Halbjahr zu Ende. Die ersten Zeugnisse, die man mit Spannung erwartete, fielen bei den meisten immerhin leidlich aus.

In die Herbstferien fiel die erste große Wanderfahrt, an der zwar nur die Hälfte der Dranier teilnahm, die aber es wohl verdient, aufgezeichnet zu werden. Denn sie war schön, diese Fahrt! Reiseziel war der Harz! Schön war sie auch darum, weil man sich so gut miteinander vertrug und weil stets die fröhlichste Stimmung herrschte, auch wenn das Wetter zu wünschen übrig ließ. Das Packen der Rucksäcke geschah schon lange vorher und wurde immer von neuem gemacht. Am zweiten Ferientage zog man in der Frühe wohlgenut aus Dahlem ab. Ausgangs- und Endpunkt der Wanderung war Wernigerode, „die bunte Stadt“ am Harz. So oft es das Wetter erlaubte, wurde im Freien abgekocht: zum Frühstück gab es Kakao, zu Mittag z. B. Rotelettes, Beefsteaks, Schnittbohnen und anderes Gemüse, Linsen- und Erbsensuppe und einmal sogar Schokoladenpudding von Ziegenmilch. Besonders denkwürdige Teile dieser ersten Wanderfahrt waren der Aufstieg zum Brocken im strömenden Regen und dickem Nebel, das romantische Mittagsmahl, das in der dunkeln Schutzhütte auf dem Rennedeberge beim Schein einer mitgenommenen bunten Papierlaterne hergestellt wurde, die abendliche Omnibusfahrt an den Fuß des Koffhäusers, die Mäusejagd auf dem Wege zum Denkmal, der Besuch der Hermannshöhle in Rübeland, der herrliche Abendspaziergang um Wernigerode und das lustige Abschiedscaffee trinken bei dem freundlichen Wirte des Hotels Hohenzollern.

Zehn Jahre Literarischer Verein.

Von seinem Protoktor.

Wieder einmal hatten sich am 26. Juli die alten und jehigen Mitglieder des Literarischen Vereins am Arndt-Gymnasium zu Dahlem im Strausberger Heidehause versammelt, um nach alter Weise das Stiftungsfest des Vereins zu begehen. Diesmal aber war es besonders feierlich. Waren an diesem Tage doch zehn Jahre vergangen, seit Dr. Wendland* mit seiner Schar an derselben Stätte den Verein, der sich aus zwanglosen Zusammenkünften literaturbegeisterter Sekundaner entwickelt hatte, festlich begründete.

Zehn Jahre sind zwar keine lange Zeit. Und doch kann man behaupten: in unseren Tagen der Not und der Wandlungen wollen zehn Jahre festen Zusammenhaltens schon etwas bedeuten. Denn in die ersten ruhigen Jahre stiller innerer Entwicklung brach unbarmherzig der große Krieg, auch hier zerstörend und auflösend. Und nach dem Kriege kam die Revolution und die Not der Nachkriegszeit. Aber — und damit hat unser Verein erst so recht seine Daseinsberechtigung erwiesen — alle diese elementaren, umwälzenden Ereignisse vermochten nicht die Freude am Genuß literarischer Werke zu zerstören. Im Gegenteil: je mehr sich unser äußeres Dasein verdunkelte, um so stärker ward in uns die Liebe zu den wahren Werten der Menschheit entzündet.

Von dem, was in diesen zehn Jahren gelesen und behandelt wurde, gibt unsre Chronik Kunde. Kaum ein Dichter von Bedeutung, von den alten Zeiten deutscher Dichtung an bis zu den Jüngsten und Allerjüngsten, fehlt in der Reihe.

Aber wir beschränkten uns nicht nur auf passiven Genuß der Schriftwerke, sondern fast in jedem Jahre durften wir im Festsaal des Gymnasiums mit einer Aufführung

vor eine stattliche Zuschauerchar treten und den Gestalten eines Lessing, Gryphius, Plautus, Goethe und Shakespeare neues Leben verleihen. Und auch in diesem Jahre rüsten sich die Mitglieder zu neuer Tat.

Das schönste aber, was aus der Chronik des Vereins immer lauter und stärker spricht, ist der freundschaftliche Zusammenhalt gewesen, der alle Mitglieder umschloß und umschließt. Jene Freundschaft, die auf gemeinsamem Streben nach höchsten Geisteswerten beruht, sie wurde in unserem Verein stets gepflegt. Diese herzliche Eintracht, dies Zusammenhalten war es, das ihm bisher die Festigkeit gab und das auch sein Weiterbestehen sichert.

Mit welcher Freude denke ich an all die schönen Abende im stillen gemüthlichen Lesezimmer des Kasino, wo man sich einmal in der Woche versammelte, um gemeinsam in ein Werk der Literatur einzudringen oder einen Vortrag zu hören. Wie schön war es bei den Theaterproben, wenn allmählich Szene für Szene in mühevoller Arbeit aller Beteiligten Gestalt gewann und ein Wille zum Erfolg die Mitspieler belebte. Und erst die Feste des Vereins! Das Weihnachtsfest mit seiner Traulichkeit, das Abschiedsfest für die Scheidenden, das Stiftungsfest im Heidehause! Oder wenn — wie neulich — nach der feierlichen Aufführung im Festsaal die ganze Schauspielerchar sich im Kostüm zu gemüthlicher Kaffeetafel versammelte und die Wogen der Begeisterung hoch gingen. —

Zehn inhaltvolle Jahre waren es. Stolz dürfen wir es bekennen, wir haben in unserer Mitte der Schönheit, der Wahrheit, dem Guten gehuldigt. Und mögen die Wolken über unserm Vaterlande noch tiefer hängen, wir wollen in unsern Herzen auch in den nächsten zehn Jahren die Lichtflamme deutschen Geistes nie verlöschen lassen.

Nach kurzer Krankheit ist unser lieber

Uxel Bieling (1910–18)

am 17. August im Alter von 21 Jahren gestorben. Schon früh in den Zwiespalt des Lebens und den Kampf der Pflichten hineingestellt, reifte er schnell zu einer charaktervollen Persönlichkeit heran. Sein stilles bescheidenes Wesen, seine ernste und lautere Lebensauffassung, seine selbstverständliche Pflichttreue sowie seine brennende Liebe zu Heimat und Vaterland haben ihm die Hochachtung aller, die ihm näher trafen, gewonnen und sind vielen zum Vorbild geworden. Acht Jahre hat er dem Hause Staufien angehört und das Arndt-Gymnasium von der Sexta bis zum Notabiturium durchlaufen. Im Herbst 1918 zog er ins Feld, fiel aber beim ersten Gefecht verwundet in englische Gefangenschaft, aus der er erst Anfang 1920 heimkehrte. Seitdem widmete er sich mit Liebe und Eifer dem Studium der Landwirtschaft, bis jetzt ein schneller Tod seinem irdischen Wirken ein unerwartetes Ende setzte. Er hat einen guten Kampf gekämpft. Sein Andenken wird uns allezeit teuer sein.

* Jetzt Oberstudiendirektor der Klosterschule Ifeld am Harz.



Dr. phil. Rudolf Zeiß (10-14 Zollern), Parsch bei Salzburg, Villa Zelter, verlobte sich im Juli 1922 mit Fräulein Dr. phil. Effriede Rothe aus Opladen (Rheinland).

Dr. iur. Lothar Bernede (08-14 Burgund), Berlin-Grünwald, Schwedlerstraße 9a, hat sein Gerichtsassessoratexamen mit dem Prädikat „Gut“ bestanden. Daß unser Redaktionsmaler auch sein Examen nicht ohne Aus-„zeichnung“ machen würde, war uns von vornherein klar.

Heinz-G. von Maltitz (11-17 Zollern) schreibt uns: „Alle im Wintersemester neu nach München kommenden Dahlemer werden gebeten, bald nach ihrer Ankunft bei Heinz von Maltitz, Fürstenstraße 24, Gartenhaus I, vorzusprechen oder ihre Anschrift dort bekanntzugeben, damit die Dahlemer Abende alle Bekannten vereinen können. Hoffentlich bekommen wir auch im Winter eine so zahlreiche Versammlung wie im verfloßenen Sommer zusammen. Sind schon Pläne zum „Dahlemer Tag“ gefaßt worden? Es herrschte bei uns eine Meinung: „Nächstes Jahr fahren wir alle hin.“

Richard Dardt (14-20 Burgund), Kosietnica, pow. Poznan, Zach. Polen, schreibt uns: „Da ich nun doch erst im Frühjahr zu dienen brauche, so will ich diesen Winter noch in Breslau studieren. Da wäre es nett, wenn man schon jetzt von andern alten Dahlemern wüßte, die auch nach Breslau wollen. Ich wäre für eine diesbezügliche Anfrage in den D. Bl. dankbar; ebenso wegen einer Wohnung, die mir vielleicht jemand, der nur das Sommersemester in Breslau bleibt, abtreten könnte; evtl. auch eine Zweizimmerwohnung, da noch ein Freund von mir nach Br. will...“

An unsere jetzigen Eltern!

Im ganzen Schülerheim sind während der großen Ferien umfangreiche Reparaturarbeiten vorgenommen und werden jetzt weiter fortgesetzt. Vieles war nachzuholen, z. T. noch aus der Kriegszeit, als es keine Handwerker gab und es zudem an Mitteln fehlte, ganz abgesehen davon, daß man damals darauf wartete, daß nach Beendigung des Krieges — die Preise fallen würden!! Die Arbeiten jetzt kosten viele Hunderttausende! Trotzdem aber brauchen unsere Eltern nicht zu erschrecken, vor allem aber sollen sie nicht glauben, wir seien jetzt, nach Einführung des „Umlageverfahrens“, plötzlich üppig geworden! Das ist keineswegs der Fall! Es ist vielmehr gelungen, mit dem Fiskus einen Vertrag zu schließen, daß dieser die ganzen, nicht mehr aufzuschiebenden Reparaturen übernimmt und wir das hierfür aufgewendete Kapital lediglich verzinsen. Auf diese Weise kommt unser Heim wieder völlig in Ordnung, und die Mehrbelastung der Eltern durch die „Umlagequote“ ist trotzdem nur eine ganz geringe. Dies zur Vermeidung von Mißverständnissen!

Der Kurator.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 7 2. Jahrgang Oktober 1922

Als Handschrift gedruckt. Erscheint in der ersten Hälfte jeden Monats.
Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Kochler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

An unsere Leser!

Daß wir mit der heutigen Nummer das vierte Halbjahr unseres Blättchens mit frischem Mut beginnen können, danken wir dem Umstande, daß unser „Feurio“-Hilferuf in der vorigen Nummer nicht ungehört verhallt ist! Bis zum Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, sind bereits Spenden eingetroffen im Gesamtbetrag von 17 704 Mark, dazu 200 Tsch. Kronen und 50 Schweizer Franken. Damit sind wir wenigstens aus der ersten Not schon heraus, und eine Reihe von Nummern sind gesichert. Allerdings, ob wir unser Blättchen auch in Zukunft in der bisherigen Art und allmonatlich werden erscheinen lassen können, das hängt vom weiteren Verlauf des Spendeneingangs ab, dem wir aber mit freudiger Zuversicht entgegensehen.

Einstweilen ist es uns Bedürfnis und frohe Pflicht, allen bisherigen Spendern unsern herzlichsten Dank auszusprechen. Es ist nicht nur der Dank für die materielle Hilfe, sondern vor allem ein Dank für die dahinterstehende Gesinnung und für die ermutigende Anerkennung unseres Wollens, dem wir Ausdruck geben möchten. Eine besondere Herzstärkung bedeutet es für uns, daß unter den bisherigen Spendern manche sind, von denen wir wissen, daß ihre Gabe für sie ein erhebliches persönliches Opfer bedeutet, viele auch, bei denen wir kleinmütig zweifelten, ob ihr Interesse an ihrem alten Heim nicht erloschen oder doch erkaltet sei. So etwas zu erleben, tut wohl und kann einen über manche Sorge dieser schweren Kampfzeit hinwegtragen. Also nochmals herzlichsten Dank! —

Am liebsten hätten wir jedem einzelnen an dieser Stelle unter Nennung des Namens und der Spende öffentlich gedankt, da aber zahlreiche Geber, und gerade auch solche größerer Beträge, sich dies ausdrücklich verbeten haben, könnte die Liste nur sehr unvollständig werden. Deshalb glauben wir davon absehen zu sollen und sind gewiß, damit im Sinne aller freundlichen Spender zu handeln.

Im Anschluß hieran möchten wir erwähnen, daß wir den diesjährigen „Dahlemer Tag“ — der „Tag“ und die „Dahlemer Blätter“ gehören ja aufs engste zusammen — für die Zeit bald nach Schluß des akademischen Wintersemesters in Aussicht genommen haben. Einen Termin, der allen gleichmäßig paßt, gibt es nicht; und da scheint es uns gerecht, daß wir, nachdem wir uns voriges Mal an die „Landwirtschaftliche Woche“ gehalten haben, diesmal auf die Studenten besondere Rücksicht nehmen. Weitere Mitteilungen folgen später. R.

Ein Wort zum Rathenauprozess.

Wenn diese Nummer herauskommt, wird der Rathenauprozess bald beginnen. Auch unsere Anstalt ist indirekt davon berührt, und wir halten es für nützlich, unseren Lesern einige diesbezügliche Tatsachen mitzuteilen, damit sie etwaigen falschen Lesarten gegenüber gerüstet sind.

Die Angeklagten Gebrüder Tschow sind vor 5 Jahren kurze Zeit im Schülerheim, Haus Zöllern, gewesen, und zwar Ernst Werner 12 Wochen, der jüngere Bruder Hans Gerb 6 Wochen lang. Hinterher haben beide noch eine Zeit lang als Externe das Arndt-Gymnasium besucht. Ernst Werner war während seiner Gastrolle im Schülerheim 16 Jahre alt, Hans Gerb 12 Jahre. Beide Knaben wurden aufgenommen, da die eingezogenen Erkundigungen weder über die Familie noch über die Knaben selber Ungünstiges ergeben hatten. Schon nach kurzer Zeit aber traten Schwierigkeiten auf, beide Knaben fanden nicht die Sympathie ihrer Hauskameraden. Als dann Ernst Werner sich verschiedentlich gröblich gegen Ordnung und Geist unseres Heims verging, wurde der Vater am 11. 9. 1917 aufgefordert zur alsbaldigen Zurückziehung seines älteren Sohnes aus dem Schülerheim. Auf dringende elterliche Bitten wurde dem Ernst Werner dann noch eine „Probezeit“ von 2 1/2 Wochen bewilligt, nach deren fruchtlosem Ablauf er am 29. 9. 1917 aus dem Heim ausschied, zugleich mit seinem jüngeren Bruder, der von vornherein nur als „Gast“ für die 6 Wochen zwischen großen Ferien und Michaelis aufgenommen worden war, weil seine Eltern verreisen wollten. Wenn die Knaben dann — als Externe, also unter Fortfall häuslicher Lebensgemeinschaft — noch weiter Schüler des Arndt-Gymnasiums blieben, so geschah das, weil Herr Direktor Kremmer von den Eltern sehr darum gebeten wurde, und weil die Knaben sich auf der Schule nichts zuschulden kommen ließen, was ihre Entfernung gegen den Willen der Eltern gerechtfertigt hätte. Dies die Tatsachen! —

Es geht daraus hervor:

1. Bei der Aufnahme der Tschows ist die für ein Alumnat so dringend erforderliche Sorgfalt nicht außer acht gelassen.
 2. Wir haben binnen wenigen Wochen erkannt, daß die Knaben, insbesondere der Ältere, in unsere Lebensgemeinschaft nicht hineinpaßten, und dann unverzüglich die letzten Folgerungen hieraus gezogen.
 3. Wenn in einem Teil der Presse, zusammen mit anderen, die Wahrheit auf den Kopf stellenden Nachrichten, die Meinung laut geworden ist, als hätten die Tschows den Geist ihrer verbrecherischen Tat bei uns in sich gesogen, so ist das für jeden, der, wie die Leser dieses Blattes, den Geist unserer Anstalt kennt, eine einfach groteske Behauptung, aber auch für denjenigen, der diesen Geist nicht persönlich kennt, muß schon die Tatsache, daß im Schülerheim jeder innere Zusammenhang zwischen den Tschows und ihren Hauskameraden sich binnen kurzem gelöst hat, genügen, um die vollkommene Hinfälligkeit jener Behauptung zu sehen, die uns in einen moralischen Kausalzusammenhang mit dem Verbrechen bringen möchte.
- Umgekehrt halten wir es für jugendpsychologisch ganz unhaltbar, aus dem Umstande, daß die Tschows — 1917, und in ihren Entwicklungsjahren! — sich als nicht in das Milieu des Schülerheims hineinpassend erwiesen haben, Schlüsse zu ziehen, die sie im Hinblick auf ein 5 Jahre später geschahenes Verbrechen charakterlich entscheidend belasten könnten. Richter

Lustige Komödiantenfahrten in Bayern

von Dietrich Lehfeldt (Dranien 16-21). *

Allzu schnell ist wieder einmal der Sommer vorbei und mit ihm das Sommersemester. Und wenn es auch noch so geregnet hat, schön war es doch! — Die Universität hat ihre Pforten auf 1/4 Jahr geschlossen, und da dann ja fast alle Studenten auseinanderfliegen, so mußten wir unseren Theatervorhaben ausspannen und zur Ruhe bringen. Thalia schläft jetzt; im Traum aber und in der Erinnerung weilt sie häufig unter uns. — Unsere Hauptnummer in dieser Spielzeit war der „Raub der Sabinerinnen“, der auch am öftesten gegeben wurde. Wir selbst kamen uns nun in der Tat vor wie die Schmiere des Theaterdirektors Emanuel Striese, da wir, um der Studentenhilfe möglichst viel abzuliefern zu können, fast alles selbst machten. Das Unangenehmste, wovon sich ein jeder drücken wollte, war das Herbeischaffen der Requisiten. Nur an einem Orte war alles mit Feuer und Flamme dabei, jedenfalls der „herrliche Teil von uns, das war Starnberg. Da hatten wir nämlich Beziehungen zu einem Pensionate junger Damen, die uns Tischdecken, Silber, Vasen usw. in geradzuzupfernder Weise zur Verfügung stellten. — Einmal spielten wir also wieder in Starnberg und mußten uns einige Sachen beschaffen. Das Wetter war trübe, der Weg ist ziemlich weit und war auch sehr schmutzig. Wir setzten uns darum in einen Kahn, um so möglichst sauber dort anzukommen. Da, kaum sind wir auf der Hälfte des Weges, fängt ein mächtiger Regen an. Wie begoffene Pudel landeten wir und gehen zu den Damen. Wir werden erst besaunt, dann angehört und schließlich liebevoll bedauert: Welche Strapazen muß doch solch armer Student auf sich nehmen im Dienste der Wohltätigkeit! Natürlich bekommen wir das Gewünschte und darüber hinaus noch manch freundlichen Blick und einen großen Regenschirm, der uns auf der Rückfahrt einigermassen schützte, am Ufer aber natürlich lächelnde Verwunderung erregte. — Nach der Vorstellung, die trotz der verregneten Schauspieler unter großem Applaus (von Seiten des Pensionates war er beinahe orkanartig) in Szene ging, übergaben wir den Schirm samt übrigen Sachen wieder dem schöneren Geschlechte, nun nicht mehr mit Regentropfen, sondern mit Tränen des Dankes im Knopfloch. — Ein andermal beschafften wir uns in Landsberg die Requisiten, indem wir mit dem Gespann des Bürgermeisters in der Stadt umherzogen und von den Honoratioren Möbel und alles andere zusammenborgten. Fast überall halfen wir auch beim Bühnenauf- und Umbau der Kulissen. Nur in Weilheim brauchten wir nichts zu tun, da dort die wackeren Feuerwehrleute mit Hand anlegten. Doch einmal hatten wir drei Verwandlungen, und es sollte geschwind gehen. Einige halfen also; ich stehe gerade mit einem Bürger im Gespräch am Vorhang. Auf einmal sehe ich eine große Kulisse auf mich zufallen. Ich springe herzu und halte sie auf. Da kommt der eine Feuerwehrmann auf mich zu und fängt mit mir einen großen Skandal an. Er hatte wohl eine Maß über den Durst getrunken und wußte nicht mehr so recht, was er tun sollte. Er brüllte und tobte auf mich ein: „Fünfunddreißig Jahr schieab ich nu scho Kulissen, aba so ebas is ma no nie füri kemma. Os seids von de Akademie, aba dös hia, davon verstaht os Damische niachts, os ausverschamte Bah! Himmelherrgottsagen noch amoal!“ Er ließ sich nicht beruhigen. Dies Ereignis war für ihn so welterschütternd, daß er seiner Aufregung Luft machen mußte. Und ich war das Ziel, obgleich ich nur eingesprungen war, als das Unglück schon geschah. Nach langer Zeit erst, als die Kulisse schon wieder fest stand, wurde er still. Doch ein starker Bierdunst umzog auch die Kulisse noch während des Spiels. — Weiter. Bad Tölz: Wir hatten gespielt und waren sehr müde, da es spät geworden war und wir den ganzen Tag auf den Beinen gewesen. Wir hatten natürlich vorher Quartier genommen und wollten es nun beziehen. Wir kommen hin. Alles zu.

* Vgl. den ersten Artikel „Vivat Thalia“ auf S. 39 der vorigen Nummer.

Lichter aus. Wir klopfen mit Händen und Füßen. Allmählich bellt ein Hund. Eine Frauenstimme kreischt irgend etwas. Man hört Schlürfen. Ein altes Weib öffnet, steht uns auf unseren Köpfen malerisch vor dem Eingang gruppiert und fängt an zu schimpfen, da wir so viele sind. (Überhaupt geschimpft wird dort in Bayern! Es ist wirklich herzerfrischend, wenn man hinhört, auf was alles!) Sie leiht und wird grob, als wir unsere Zimmer verlangen. Wir werden noch gröber! — Man denke nur nicht, daß wir auf den Mund gefallen sind, was Schimpfen anbelangt, oder daß wir uns vor alten Nachteulen fürchten. — Wir bringen sie energisch auf den Trab. Es geht im Zug: sie voran, wir im Gänsemarsch hinterher durch lange Gänge an Kuhstallduft vorbei über Treppen und Tanzsaal nach einzelnen Zimmern, bis alle notdürftig untergebracht sind. Sie leiht weiter, als sie schon wieder unten ist. Man hört etwas wie: „Lapsige Ästler, unverschämte, denkens, woals as hör Stadt son...“ Zum Schluß spielen wir in Schliersee und Miesbach. Wir sind fertig angeschminkt und wollen gerade anfangen. Draußen gewittert es mächtig. Dider Hagelschlag trommelt auf das Dach des Theaters. Da! — Plötzlich sind wir im Dunkeln. Die Leitung muß wohl gestört sein. Die Theaterleute vom Schlierseer Bauerntheater trösten uns: „Dös kommt alleweil furi. Woartens nur a bissel!“ Wir warten, warten. Endlich dauert es uns zu lange, bis irgend solch Beamter, der damit zu tun hat, sein Moas ausgegrunken hat und 'mal nachschaut. Talgsterzen sind da. Also los! Mitten im 1. Akt bringt ein tapferer Schlierseer eine Spirituslatiichte, die auf die Bühne getragen und mit Hallo begrüßt wird. Wir spielen hurtig weiter. Die Stimmung ist köstlich. Als wir gegen Ende des 2. Aktes sind, gefällt es dem Licht, anzublitzen und nun nicht mehr zu verlöschen. Wir hätten also lange darauf warten können. — In Miesbach ging es genau so, obwohl an dem Tage gar kein Gewitter war. Doch nach $\frac{1}{4}$ Stunde hatten wir wieder Licht. Es war auch gut; denn Talgsterzen hatten wir dort nicht. So gab es noch viele lustige Intermezzos. Eine Fahrt war immer lustiger als die andere. Gegen Ende der Spielzeit waren schon beinahe die Spieltage zu wahren Lachtagen geworden, so daß es uns manchmal Mühe machte, auf der Bühne wenigstens einigermaßen passende Gesichter zu machen. —

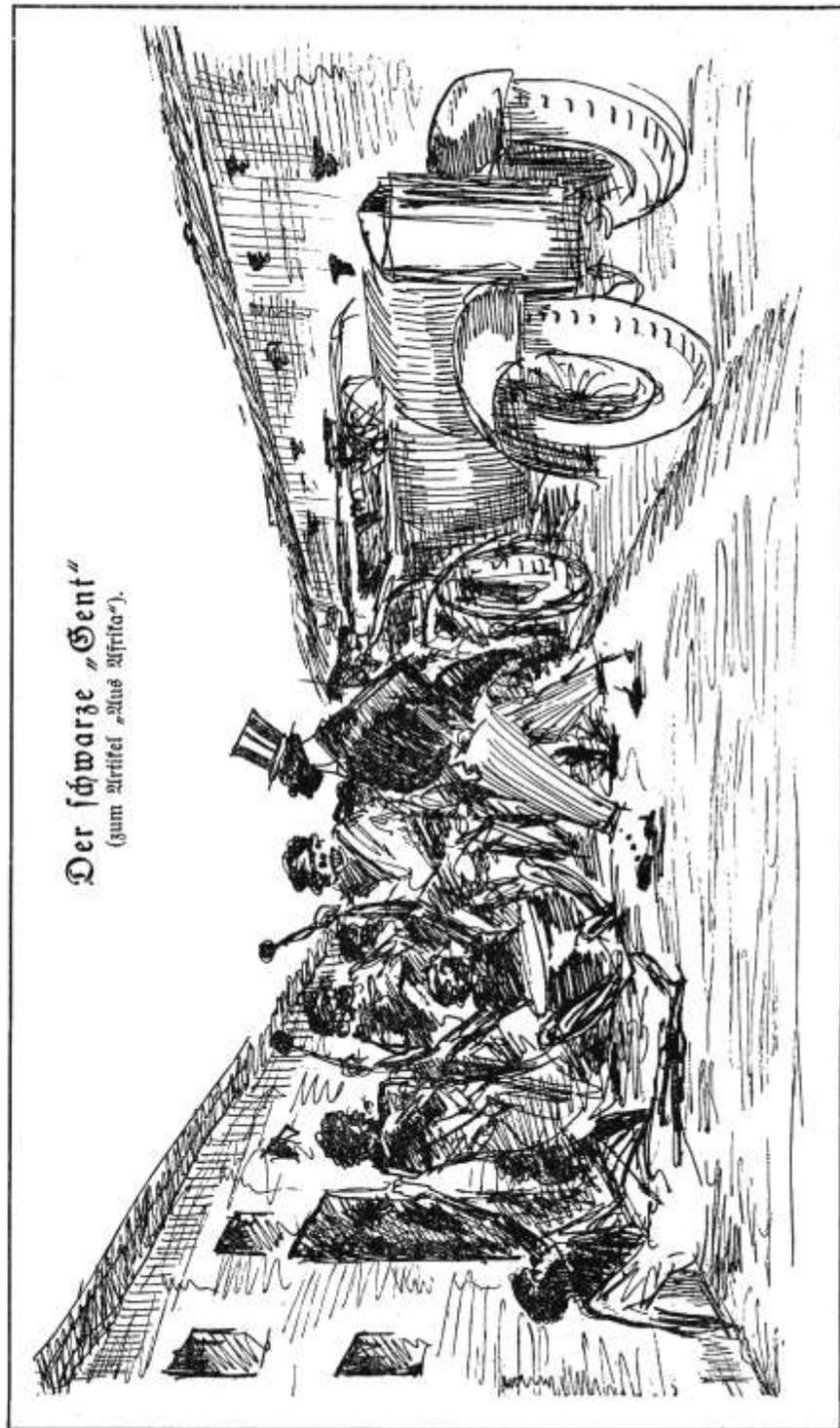
Herrlich war das Sommersemester unten in Bayern. Ich hätte mir kein schöneres denken können. Und die Hauptschuld tragen daran „die lustigen Komödiantenfahrten“.

Aus Afrika.

(Aus einem Brief eines alten Dahlemer's.)

— — — Seit vorgestern abend sind wir in Lagos (in Nigeria). Erst war es nicht klar, ob wir reinkommen würden wegen zu großen Tiefganges. Es ist aber mit Hilfe eines sehr guten Lotsen und eines großen Schleppers gelungen; allerdings waren wir mit unserem Schiff in Situationen, wo es um Sein oder Nichtsein, wenigstens für das Schiff, ging; wir wären z. B. um ein Haar von der See gegen die Brandungsmauer geschleudert worden, wodurch das Schiff, zumal bei der schweren Ladung, erledigt gewesen wäre.

An der Einfahrt und Lagosmündung bauen die Engländer kräftig, um durch Molen, Wellenbrecher usw. die See abzuschwächen. Dann hat Lagos resp. Nigeria einen Kontrakt mit dem benachbarten franz. Dahomey, wonach die Franzosen in Kotonou, Dahomey, keinen großen Hafen bauen, vor allem die Lagunen nicht durchstechen dürfen, um ihren Hafen auszubauen, weil sonst das Wasser aus der Lagune abfließen würde und dadurch Lagos nicht mehr genug Wasser für seinen Hafen haben würde.



Der schwarze „Gent“
(zum Artikel „Aus Afrika“).

Da Nigeria gerade kürzlich das Einwanderungsverbot für Deutsche auf drei Jahre verlängert hat, durften wir natürlich nicht an Land. Da W. B. versuchte, durch Empfehlungsbriefe und freundschaftliche Schiebung doch an Land zu kommen, versuchte ich dasselbe. W. B. erhielt wegen Zeitmangels auch keine offizielle, wohl aber eine inoffizielle Erlaubnis, besonders durch die Bemühungen von Mr. M., dem Agenten der deutschen Linien, und auch dadurch, daß der Polizeichef bei uns an Bord war. Ich bekam die Erlaubnis auch inoffiziell nicht — und machte es nun auf andere Weise. Der Zahnmeister mußte mit einigen Leuten zum Arzt ins Hospital; ich ging als Kranker mit, setzte mich mit ins Auto und habe auf zweimaliger Hin- und Herfahrt fast die ganze Stadt gesehen. Vorher hatten uns die verschiedenen Offiziere usw. kräftig Angst gemacht, etwa so an Land zu gehen; man soll, wenn man gefaßt wird, wie es schon einigen Deutschen gegangen ist, 50—200 Strafe zahlen müssen oder elend lange sitzen. Ich habe mich dementsprechend auch vorgesehen, unvorsichtig an Land zu gehen. — — —

Nun kurz, was ich so von Lagos für einen Eindruck habe. Es ist die Hauptstadt von Nigeria und soll durch starkes Emporblühen jetzt größer als Opat, und damit die größte Stadt an der westafrikanischen Küste sein. Es ist, was ich so gesehen habe, tatsächlich sehr groß, vor allem sehr ausgedehnt. Es ist eine Stadt mit einigen Kultureinrichtungen, wie sie auch die anderen Städte, Accra, Freetown usw. haben, nur habe ich den Eindruck, daß hier der Eingeborene noch stärker betont ist, mehr Originalsachen, Riesen-Eingeborenenmärkte, noch nicht so europäische Wohnungen usw.

Wir waren mit dem Clerc auf den verschiedenen Märkten: fabelhaft interessant! Breite Straßen, aber so mit Menschen und Waren, Schaulagern usw. besät, daß man nur mit Mühe in der Mitte durchkommt. Und dann sämtliche Menschentypen, die man sich denken kann als Käufer und Verkäufer, Männlein, Weiblein und Kinder. Und wenn man einen Augenblick stehen bleibt oder handelt, um etwas zu kaufen, gleich ein Schwarm von Menschen, die gucken, staunen, lachen und schwätzen. Und dann sämtliche nur denkbare Waren; ein Museum könnte man mit dem Zeug anfüllen, ohne dabei ein Stück zweimal zu nehmen, Fleisch, Früchte, lebende und tote Tiere, Stoffe, Kleidung, Fische, Salz, Seife, Öl, Mehl, alles, alles. Am tollsten waren einige Stände, wo es mich anmutete, als träume ich schlecht: Köpfe von sämtlichen Tieren, die laufen, schwimmen, kriechen oder fliegen, als eine Art Mumien, vielleicht als Fettsche: Affen, Geier, Krähen, Leoparden, Fische, alles. Dann Ratten, den Bauch aufgeschlitzt, ausgenommen und auf Stöcken festgebunden und geräuchert, ebenso Mäuse, diese aber immer gleich zu Dutzenden gebündelt. Affenhände geräuchert, Schlangen um einen Stok gewickelt und geräuchert, Vogelklauen, Schädel wie von Menschen, anscheinend auch Affen, grauenhaft und furchtbar, aber interessant! Dann einheimische Handarbeiten, gefärbte Sachen, geschnitzte Kürbischalen, alles nur Denkbare. Zwischendurch dann mal eine Tänzergruppe, die zu haarsträubender Musik mit Trommeln, Bass- und Schüttelinstrumenten tanzen, indem sie die Füße nur ganz wenig bewegen, aber mit den Hüften, dem Bauch, dem Hinterteil, den Knien und den Armen arbeiten und, wenigstens die Männer, wahnsinnige Frahen schneiden. Die Weiber, Frauen und Mädchen, sind z. T. alles andere als unschön! Ich habe bei so einer Tänzergruppe eine junge Frau tanzen gesehen mit einem kleinen Kind auf dem Rücken in einem Tuch, ganz fabelhaft. Sie tanzte ganz langsam wie im Traum, bewegte sich wie ein Blatt hin und her und sah einen dabei mit ihren dunklen träumerischen Augen so weltverloren und doch so voll verhaltener Leidenschaft an. Dann haben wir Hochzeiten mitangesehen; so was glaubt man nicht; vor dem Haus stehen und schreien einige Weiber und holen die Gäfte rein, und dabei wird musiziert und gebrüllt und geschrien, daß man kein Wort mehr versteht. Und dann kommen sie zu Fuß, mit der Karre, mit dem Wagen oder mit dem Auto; stolz wartet der

Chauffeur, bis sein schwarzer Master ausgefliegen ist. Und alles verschwindet dann in dem festlich geschmückten Haus und geht im großen Strudel unter.

Die Haussas sind natürlich auch überall. Über sie möchte man am liebsten eine ganze Abhandlung schreiben. Eigentlich alles stattliche, schöne Kerle, schlau wie die Füchse, aber entzückend in ihrer Gerissenheit. Die Hauptsache, daß man sich nicht gar zu sehr übers Ohr hauen läßt. Ich habe denn auch gleich etliche Kissen gekauft, das erste, was ich bisher kaufte. Aber es ist möglich, daß ich auf der Rückreise hier nicht anlaufe. Am besten sehen die ganz alten, vornehmen Kerle aus, die in ihrem Wesen und in ihrer bewußten Art viel mit einem alten Patriarchen gemein haben.

Eine Segelfahrt in den Sommerferien

von Rils Adler (Untersekunda, Wettin)

Ein freundlicher Sonnenstrahl begrüßte uns, als wir am Morgen eines Sonntags unsere Augen aufschlugen. Natürlich galt unser erster Blick dem See, und höher schlugen unsere Herzen, als wir statt der gestrigen Flaute schaumgekrönte Wellen und lebhaft hin und her schwankendes Rohr erblickten. Noch einmal so schnell waren wir aus den Federn. Noch einmal so schnell fuhren wir in die Kleider, und zu unserer Scham muß ich es gestehen, das Waschen nahm weit weniger Zeit in Anspruch, als sonst. Trotz aller mütterlichen Ermahnung, wie schädlich es sei, die Milch zu heiß zu trinken und das Brot halb zerlaut zu verschlingen, war das Frühstück im Fluge beendet. Noch mit vollem Munde stürzten wir, die schönen Kieswege außer acht lassend, geradewegs über Radieschen-, Salat- und Spinatbeete dem Bootshaus entgegen. Rasch waren Steuerpinne, Jockfad, Spinnackerbaum und Peckhaken im Beiboot verstaut. Hinaus ging es auf den glühenden See. Noch ein paar Ruderschläge, und wir standen an Bord der Jolle. Kaum war darauf eine viertel Stunde vergangen, als das Großsegel seine Fläche entfaltete. Lustig blähte sich die Flagge am Gaffelstok. Knatternd flatterte die eben aufgezugene Jock in den starken Böen. Der Vorsicht halber steckte man noch einige Kesse in's Großsegel, und dann war alles klar zur Abfahrt. Klatschend und sprühend flog die Boje, unser letzter Halt, ins Wasser. Das Boot war frei. Mit einem Ruck straffte sich die Jock, und die Falten verschwanden aus dem Großsegel. Draußen wehte eine stetige herrliche Nordbrise, und hoch zu Luv schossen wir dahin. Kleiner und kleiner wurde unser Haus. Nach einer kurzen Weile war nur noch das rote Dach des Bootshauses zu sehen. Doch endlich verschwand auch dieses hinter einer Baumgruppe. Obwohl die stetige Brise uns wenig zu tun gab, so konnten wir doch nicht über Langeweile klagen, denn es waren viele Boote unterwegs, und der sonst so einsame See bot heute ein anregendes Bild. Unter leichtem Geplauder stieß der Vormittag schnell dahin, und pünktlich um 1 Uhr machten wir an der Boje fest. Mit dem Heißhunger, den man sich besonders auf dem Wasser aneignet, verzehrten wir unser Mittagessen. Inzwischen hatte die Sonne ihren Glanz verloren, und die steife Brise jagte zerfetzte und zerrissene Wolken vor sich her. Als wir hinaustraten, blies uns ein kalter Nordwest aus vollen Baden entgegen. „Das gibt ein böses Wetter; der Wind hat von Nord auf West geschrahlt.“ „Das meine ich auch, aber los wollen wir doch?“ „Natürlich, aber hol mal unsere Wettermäntel, wir werden sie nötig haben.“ — Die kleine Sig schaukelte wie wild am Stieg, und mancher Spritzer kam schon jetzt binnenbords. Schnell packte ich noch einiges ein, und selbst das Desfaß (zum Wassererschöpfen) wurde der Vorsicht halber mitgenommen. Unter großen Anstrengungen gelangten wir endlich an Bord unserer Jolle. Die Jock mußte herunter, und das Großsegel refften wir noch um einige Ringe ein. Noch einmal wurden alle Tau festgezurrert und geprüft. Noch einmal ein letzter Blick in die Takelage, dann rauschte die Boje über Bord. Schaumgekrönte Wellen empfingen uns draußen. Langsam und schwerfällig stampft das Boot gegen die tribbelige Flut. Da faßte uns die erste Bö. Schwarz jagt eine zweite über die aufgeregte See. Stöhnend wirft sich das Boot auf die Seite. Mancher dumpfe Schlag läßt den Schiffseis erzittern. Mit Klatschen und Spritzen schließt ein Brecher ins Cockpit. Unheimlich singt es in der Takelage, und mancher besorgte Blick fliegt hinauf. Doch der Mast, aus festem Eichenholz errichtet, hält dem Wetter tapfer stand. Auch Wanten und

Dachflag taun ihr bestes, so sehr sie auch durch das Stampfen in Anspruch genommen wurden. Doch der Wind hört nicht auf, an der Tafelage zu zerren und zu rütteln. Die Dachflag ist zum Reifen gespannt. Plötzlich begräbt eine Welle den Bug vollkommen unter sich. Ungeheure Wassermassen sendet der Dreher ins Cockpit. Planen und Bretter schwimmen. Jetzt ist alles verloren! Doch nein! Nur eine Sekunde hat es gedauert, und erleichtert sehen wir den Bug aus Gischt und Schaum wieder hervorbretchen. „Gott sei Dank“ denkt jeder bei sich. Nahe genug war es ja dran. Doch jetzt ist keine Zeit, darüber nachzugrübeln, denn eine neue Wö fordert unsere ganze Aufmerksamkeit. Aber sie kann noch rechtzeitig abgewettert werden. Doch unabänderlich steigt das Wasser im Cockpit. Dreher auf Dreher dringt hinein und durchnässt uns bis auf die Haut. Sprühend und schäumend folgt das überkommene Wasser den schlingerbenden Bewegungen des Schiffes. Jetzt reißt sich ein Fußbrett los und schlägt, von jedem Haat befreit, gegen den leewärts gelegenen Luftkasten. Erst nach einer Weile kann die Planke geborgen werden. Mittlerweile ist so viel Wasser ins Cockpit gelaufen, daß wir unmöglich mit einem solchen Ballast den Rückweg antreten können. Also wird der Bug auf ein nicht allzuweit von uns entfernt liegendes Dorf gerichtet. Aus Gischt und Schaum taucht eine gute Landungsbrücke vor uns auf. Durch ein schwieriges Manöver gelingt es uns mit Hilfe von anderen Seglern, die ebenfalls untergetrohen waren, am Stege festzumachen. Endlich hatte man wieder festen Grund unter den Füßen. — Der Abend graute schon, als wir mit geschwellten Segeln unter abflauernder Brise dem Heimatort entgegensteuereten. In kaum einer Stunde lag das Boot fest verläut an der Boje, bereit zu neuen Taten.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 8 2. Jahrgang November 1922

Als Handschrift gedruckt. Erscheint in der ersten Hälfte jeden Monats.
Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Monatschronik

- 15. VIII. 22. Für den als Gymnasialdirektor nach Gütersloh berufenen Dr. Fiedner übernahm Studienrat Dr. Melcher die Leitung des Hauses Zollern.
- 8. IX. 22 bestand Gebhard von Waltherr (Zähringen), Sohn des verstorbenen Präsidenten von Waltherr, die Reifeprüfung.
- 9. IX. 22 fand im Stadion das Herbstsportfest der Berliner höheren Schulen statt, an dem sich das ganze Gymnasium teils zuschauend, teils mitwirkend beteiligte. Die endgültige Preisverteilung steht noch aus. Soviel kann aber jetzt schon gesagt werden, daß das Arndtsgymnasium sich durch sportliche Leistungen besonders ausgezeichnet hat. Nachdem nunmehr auch der zweite Tennis-Platz seiner Bestimmung zurückgegeben ist, steht das Tennisspiel wieder in voller Blüte. Wie im vorigen so ist auch in diesem Jahre ein Tennisturnier im Gange. Wir werden in der nächsten Nummer über das Ergebnis berichten.

Die alten Kameraden

Eberhard von Gopfer (12-14 Askaniern), Schöb, Kr. Suhrau, vermählte sich am 31. August d. J. mit Anita Gräfin Stosch in Altkessel.

Herr Adolf Wohlfahrt, Vater des ehemaligen Heimlers Joachim Wohlfahrt (8-14 Zollern, s. J. Rittergut Wortallen bei Liebstadt, Ostpreußen) und des jetzigen Bögling des Hauses Zollern Hans Wohlfahrt, starb am 22. August d. J.

Der Literarische Verein am Arndtsgymnasium veranstaltet am Montag, den 30. Oktober d. J. abends 7 Uhr, im Festsaal der Anstalt eine Aufführung von Goethes „Egmont“. Am Tage vorher findet für Schüler und Schülerinnen eine öffentliche Hauptprobe statt.

Der im Rundschreiben des Eltern-Aussichtsrats vom 10. September 1922 angekündigte Artikel kann leider in dieser Nummer noch nicht erscheinen.

An unsere Leser!

Deutlicher, als lange Darlegungen es könnten, sagt Euch das heutige Format unseres Blättchens, wie es damit steht. Wir geben einige bündige Tatsachen: Alt-Dahlem ist noch eine junge, also nicht eben große Gemeinde, an 500 Anschriften geht unser Blättchen. Auf unseren Ruf in der September- und Oktober-Nummer sind an Spenden eingelaufen insgesamt an Mark und Markwert (Devisen) der Betrag von 54 400 Mark, die sich auf 146 Spender verteilen. Diesen freundlichen Gebern sagen wir nochmals von Herzen unseren Dank! Aber um die bebrüdende Tatsache kommen wir nicht herum, daß fast Dreiviertel aller Bezieher nichts getan haben. Von dem eingekommenen Gelde haben wir gleich anfangs, um wenigstens darin der künftigen Preissteigerung zu entgehen, für rund 8 Vollnummern Druckpapier und Umschläge gekauft, außerdem die Oktobernummer bezahlt, so daß wir nunmehr für den Druck und die Versendung der vorliegenden und weiteren Nummern noch 24 500 Mark übrig haben. Da der Druck und das Porto für eine Nummer (ohne Papier und Umschläge) bereits im Oktober 9875 Mark gekostet hat, so langt unser Restkapital für höchstens 2 Vollnummern.

Aus diesen Tatsachen müssen wir die Folgerungen ziehen: Um so lange als möglich unseren Freunden wenigstens mitteilen zu können, was in der alten Schulheimat und bei den alten Kameraden vorgeht, haben wir uns entschlossen, vorläufig nur ein einfaches Nachrichtenblatt in der heute vorliegenden Form herauszugeben. Sollten uns noch größere Mittel zugehen — daß wir nochmals darum bitten, wird uns, die wir seit 1 1/2 Jahren für die Sache gearbeitet haben, niemand zumuten — so sind wir freudig bereit, sogleich wieder Nummern vom alten Umfange, oder doch wenigstens von 4 Seiten, erscheinen zu lassen (event. auch Nummern, die als von bestimmter Seite gespendet im Blattkopf bezeichnet werden). Andernfalls gehören die „Dahlemer Blätter“ in der früheren Form zu den schönen Erinnerungen.

Die Schriftleitung.



27. IX. 22 fand unter zahlreicher Beteiligung das Tennisturnier seinen Abschluß. Erster Sieger im Einzelspiel war Pretzell (Burgund). Er erhielt den ersten Preis und den Wanderpreis des Schülerheims. Von Rotted (Babenberg), war zweiter Sieger, den dritten und vierten Preis erhielten Merres I (Zollern) und Middelbort II (Zähringen). Im Doppelspiel erhielten Pretzell und von Rotted den ersten Preis, weitere Preise erhielten Middelbort I (Zähringen) und Schipper (Zollern). Viele Schüler hatten Preise gestiftet. Nach Beendigung des Spiels feierte Herr Professor Dr. Hildebrand in Vertretung des Kurators die Sieger und schloß das Turnier mit einem Hoch auf die Preisträger. Für den Winter ist ein Wettturnen der Heimler geplant, zu dem die Vorbereitungen im Gange sind.

29. IX. 22 veranstaltete der Berliner Philologenverein im Stadion ein Sportfest, an dem sich viele unserer Schüler beteiligten und Preise errangen.

11. X. 22 erfreuten Herr Oberstudiendirektor Dr. Goetze aus Putbus, ehemals Hausvater von Zollern (Klavier), und Fräulein Paula Bock (Gesang) eine zahlreich erschienene Zuhörerschaft im Kasino durch den Vortrag alter und neuer Volkslieder ernsten und heiteren Inhalts. Jung und alt spendete beiden Künstlern dankbaren Beifall für ihre schönen Darbietungen.

21. X. 22 veranstaltete der Verein ehemaliger Arndt-Gymnasiasten im Festsaal des Gymnasiums einen geselligen Abend mit Tanz. Eingeleitet wurde er unter andern, musikalischen Darbietungen, durch eine gelungene Aufführung von Goethes 'Bürgergeneral', die mit großem Beifall aufgenommen wurde.



Die alten Kameraden



Hans Freiherr v. Meerheimb-Snemern (Wittelsbach 13-18), Snemern, verlobte sich am 2. Oktober 22 mit Fräulein Helene von Wolffersdorff auf Röchow bei Wittenburg in Mecklenburg.

Herbert Krid (10-14 Staufeu), Brieske, Bez. Magdeburg, verlobte sich im Oktober mit Frau Henriette von Bleichröder, geb. Forcart in Basel.

Karl Ludwig Nette (Zollern 13-16), Beesenstädt, Bez. Halle a. S., vermählte sich am 5. Oktober 22 mit Ilse Freiin Digeon von Monteton.

Edwin Taubert (Zähringen 8-12), Großjena a. d. Unstrut, Steinauerberg, fragt an, ob in Naumburg alte Dahlemer wohnen. Nach unserer Kenntnis ist das nicht der Fall.

Wir bitten alle alten Heimler, uns zum Zweck der richtigen Zusendung der Dahlemer Blätter von jeder Veränderung ihrer Anschrift baldmöglichst Nachricht zu geben.
Die Schriftleitung.



Dahlemer Blätter
Weihnachts-Nummer

Nr. 9 2. Jahrgang Dezember 1922

Als Handschrift gedruckt. Erscheint in der ersten Hälfte jeden Monats.
Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Weihnacht.

Und wieder klingen Glocken durch die Lande,
Und Kerzenschimmer strahlt vom Tannenbaum.
Gelöst von jeder Fessel, jeder Bande
Schwebt Menschenliebe segnend durch den Raum.

Ja - Weihnacht kam, und mag die Welt im Dunkel
Des Halles und der Not begraben sein. -
Der Weihnachtskerzen stummes Lichtgefunkel,
Es strahlt sich tief ins Menschenherz hinein.

Mag auch der Lärm des Alltags uns umbrausen -
Nur heller tönt der Weihnachtsglocke Klang.
Mag uns des Lebens Eisessturm umlaufen -
Das Herz, es blüht in frühlingwarmem Drang.

Die alten Kiefern neigen ihre Kronen
Und raunen unterm Schnee ein Kinderlied...
Indes im Glanz von lichten Himmelsthronen
Der Friedensengel durch die Herzen zieht.



29. IX. 22 errang bei dem in der Oktobernummer erwähnten, vom Berliner Philologenverein für ganz Preußen veranstalteten Wettbewerb im Stadion das Arndtsgymnasium in der 1600-Meter-Staffel unter den ausgesuchten Läufern von 26 Schulen den zweiten Platz. Die Endstrecken liefen Herbert Middelborg (Bähringen), Hans-Henning Graf v. Bassowitz (Wettin), Hellmut Pretzell (Burgund), Heinz v. Rottke (Babenberg), Werner Schmidt und Hans-Oerdt Middelborg (Bähringen). Der Endkampf war außerordentlich spannend. Der erste Sieger kam taum um Armlänge voraus durch das Ziel. Schon der dritte folgte in weitem Abstand.
30. X. 22 Aufführung des „Egmont“ durch den Literarischen Verein. Vgl. S. 57 dieser Nummer. Am Tage nach der Aufführung feierte der L. V. bei Kaffee und Kuchen seinen Erfolg im Kasino des Schülerheims.
31. X. 22 wurde im Festsaal die Reformationsfeier begangen. Nach einleitendem Orgelspiel (Studienrat Dr. Melcher) hielt Studienrat Dr. Schadow die Einführungsansprache. Daran schlossen sich Vorträge der Oberprimaner Gule und Kurtius und ein Gesang des Chors, geleitet von Herrn Wall.
31. X. 22 fand wie in jedem Jahre die Friedrich-Karl-Schulze-Gebächtnisfeier statt, bei der eine Reihe Preise für tüchtige Leistungen im Turnen verteilt werden konnten. Neu war diesmal der Versuch, trotz der späten Jahreszeit, noch vollstümliche Kämpfe heranzuziehen. 21 Heimler erhielten Preise oder wurden lobend erwähnt.
15. XI. 22 wurde der 60. Geburtstag Gerhart Hauptmanns im Festsaal durch einen Vortrag über des Dichters Leben und Werke (Studienrat Dr. Koehler) und durch Rezitation des 3. Aktes der „Verurteilten Elise“ (Studienrat Dr. Christians) gefeiert.
18. XI. 22 fand ein geselliger Abend des Rudervereins im Kasino statt, bei der einige Mitglieder die Anwesenden durch die Aufführung einer kleinen, lebhaften Posse überraschten. Der Ruderverein bittet uns um Aufnahme folgender Mitteilungen: Zu Beginn des Winterhalbjahres hat Studienrat Schultz das Protektorat wegen Zeitmangels leider niederlegen müssen. Mit ihm verliert der Verein seinen langjährigen, sachkundigen Leiter. An seiner Stelle hat Studienrat Dr. Richter, das Protektorat übernommen. Postfachadresse ist nunmehr: Berlin 45395 Studienrat Dr. Richter, Schülerruderverein Arndtsgymnasium, Berlin-Dahlem. In der Herbstversammlung wurden gewählt: Kurt Herrmann zum Vorstehenden, Hellmut Pretzell zum Rudewart, Gerhard Pilzer zum Kassentwart. Im vergangenen Sommer wurde mit 7066 km die Höchstleistung in Ditzler zum Kassentwart. Im vergangenen Sommer wurde mit 7066 km die Höchstleistung in der Fahrtriede seit Bestehen des Vereins erreicht. Die Weiterbildung der Junioren und die Vorbereitung der Anwärter im Kasinenrudern und regelmäßige Fechtübungen haben wieder begonnen. Für Sonnabend, den 20. Januar 23, pünktlich 7 Uhr, ist das Winterfest in Aussicht genommen. Am Weiterverbreitung wird gebeten. Der Verein dankt hiermit noch einmal allen Eltern bestens, die ihn mit ihren Spenden unterstützt haben.
25. XI. 22 Gedächtnisfeier für die im vergangenen Jahr Verstorbenen, deren nach Orgelspiel und Chorgesang Studienrat Dr. Melcher gedachte. Von ehemaligen Heimlern fand er für Ugel Bieling (10-18 Staufen, † 17. August 22; vgl. D. Bl. 2. Jahrg. S. 43) warme Worte des Gedenkens.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 10/11 2. Jahrg. Jan./Febr. 1923

Als Handschrift gedruckt. Erscheint in der ersten Hälfte jeden Monats.
Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Hiermit laden wir — unter Verzicht auf Einzeleinladungen — unsere Freunde herzlich ein zum

II. Dahlemer Tage,

den wir am Sonnab., 10. März abends 8 Uhr, im Kasino d. Schülerheims feiern wollen.

Der Zeitpunkt entspricht der im vorigen Jahre gegebenen Zusage, diesmal mit Rücksicht auf die Studenten den Schluß des Wintersemesters abwarten zu wollen, der genaue Tag einem Antrage der Mitglieder des „Dahlemer Abends“ in München. Da abweichende Wünsche nicht vorliegen, glaubten wir, uns danach richten zu sollen.

Von einer besonderen Werbetätigkeit sehen wir diesmal ab, wir vertrauen, daß der Verlauf des ersten „Tages“ im vorigen Jahre Werbekraft genug in sich selbst trägt.

Natürlich haben wir uns die Frage vorgelegt, ob es sich in dieser Zeit tiefen Ernstes und nationaler Trauer überhaupt gezieme, zu einem Feste einzuladen. Aber wir haben uns gesagt, hier handelt es sich nicht um ein „Bergnügen“, sondern um die Pflege des Zusammenhalts zwischen Gleichgesinnten, und eben das ist es, was in dieser Zeit nottut, wie nichts anderes. Ferner wissen wir aus zahlreichen Zuschriften, daß es vielen eine arge Enttäuschung gewesen wäre, wenn wir unsere Zusammenkunft in diesem Jahre hätten ausfallen lassen. Also kommt, jeder der irgend kann, und seid uns herzlichst willkommen! Hoffentlich wird es ebenso schön, wie im vorigen Jahre!

Im Namen des Ausschusses

Dr. Richter
Kurator

Damit wir die nötigen Vorbereitungen treffen können, ist es unbedingt nötig, sich durch eine Postkarte an die Geschäftsstelle rechtzeitig anzumelden. Wer vorher hier zu Abend essen will, muß das noch besonders bemerken, unter Angabe des gewünschten Hauses.



Die alten Kameraden



Hans Hermann von Budde (09-14 Wettin), München, Von der Tann-Straße 4, zeigt uns unter dem 3. November seine Verlobung mit Fräulein Renne Hofsch an.
Joachim Ruttner (14-16 Dranien), Kubosklat i. Thür., Schlossstraße 35, zeigt uns seine Verlobung mit Fräulein Hildegard Mährenschlager an. Zugleich teilt er uns mit, daß er am Kammergericht zu Berlin sein Referendarexamen bestanden hat.
Fritz von Herrmann (10-14 Staufen), Berlin W, Würzburger Straße 13, bestand am Kammergericht das Referendarexamen.

Bergerfreunde Nachrichten sind der Schriftleitung aus München zugegangen. Wie schon früher versammelten sich allwöchentlich die dort weilenden alten Heimler, deren Zahl wir nach den ankommenden zahlreichen Briefen und gemeinsamen „Rundgebungen“ mindestens auf 20 berechnet haben, auf dem Dahlemer Abend im Bürgerbräu. Wir danken ihnen für ihre Grüße und Wünsche und für die Spenden, die uns von ihnen zugegangen sind. Möge Alt-Dahlem in München weiter fröhliche Stunden erleben und zum Dahlemer Tag vollständig erscheinen! Eine dieser Rundgebungen hier wiederzugeben können wir uns nicht verlagern:

„Die unten verzeichneten ehemaligen Dahlemer, jetzt hümmerliche Studenten der Münchener Hochschulen, sind zum ersten Male im Wintersemester 1922/23 allhier versammelt. Gelbige haben mit sehr großer Beirühnis Kenntnis genommen von dem drohenden Zusammenbruch der Dahlemer Blätter. Um diesem Übel entgegenzuarbeiten und den zwischen vollgeproppten Selbstläden behaglich Sitzenden ein leuchtendes Beispiel zu geben, (Wen's juht, der fröhe sich) Ann. der Schrift.) haben unterzeichnete hümmerliche Studenten ihren letzten Pfennig zusammengebracht und senden einen kleinen Beitrag zum Weiterbestehen der Dahlemer Blätter. „Vivant crescant, floreat in perpetuum!“ Es folgen die Unterschriften.

Ein Vater zweier jehigen Heimler spendete für die Dahlemer Blätter 5000 Mark und fügte hinzu, seine beiden Jungen hätten ihn gebeten, diese Summe zu spenden, sie wollten dafür auf ihre Weihnachtsgeldente verzichten. Er schloß mit den Worten: „Der Dahlemer Gelfsoll und muß erhalten bleiben!“ Ihm und allen andern Spendern danken wir herzlich. Schrift.

Fräulein Helene Precht, die langjährige Leiterin unserer Zentralkasse, steht im Dienste des Schülerheims seit dessen Begründung. Am 22. November wurden ihr im Bürgerbräu des Berliner Rathauses eine Ehrenurkunde und eine Medaille „für treue Dienste“ feierlich überreicht. Wir freuen uns dieser Anerkennung für unsere in mustergetreuer Pflichttreue bewährte Mitarbeiterin herzlich und gratulieren bestens!
Der Kurator.



Bei dem Herbstfest der höheren Schulen Groß-Berlins im Grünwald-Stadion am 9. September 1922 wurden Sieger im Dreikampf und erhielten Ehrenurkunden die Arndt-Gymnasiasten: Middelborg, Seele, Schmidt, v. Schnitzler, Curtius, Schuster, Rudolphi, Stubenrauch, Merres, Wille. Im Tauziehen errang die Mannschaft des Arndt-Gymnasiums den 2. Sieg und erhielt eine Ehrenurkunde. In den Staffelläufen (6×100 m Staffel und Schwedenstaffel 1000 m) gelangten die Arndt-Gymnasiasten trotz schwerer Gegnerschaft beide Male in die Entscheidung, mußten sich aber (unter 28 Mannschaften) mit dem vierten, bzw. fünften Rang zufriedengeben. Hervorzuheben ist das tadellose Laufen von Gerhard Middelborg (Zähringen) über die 300 m Strecke in der Schwedenstaffel.

9. I. 23 begann der Schulunterricht nach den Weihnachtsferien. Die Ferien waren durch einen Erlaß des Unterrichtsministers um 5 Tage verlängert worden.
13. I. 23 fand auf Anordnung des Ministers wie in allen anderen Schulen so auch im Arndt-Gymnasium aus Anlaß der Befehung des Ruhrgebietes eine Trauerfeier statt, in der Oberstudiendirektor Dr. Kremmer eine zündende Ansprache hielt.
20. I. 23. Das Kuderfest fiel wegen der Ruhrbefehung aus.
24. I. 23 wurde im Festsaal ein „Elternabend“ veranstaltet, bei der ein „Heidehausverein“ gegründet und die Gründung einer „Gesellschaft der Freunde des Arndt-Gymnasiums“ in Aussicht genommen wurde.
29. I. 23 begann die Bearbeitung der schriftlichen Arbeiten durch die Abiturienten.



Die alten Kameraden



Hans Schach von Wittenau (10–14 Jährigen), Seehof bei Pustamin, Kr. Schlawe i. Pommern, und Frau Sybille, geb. von Delow, zeigen die Geburt ihres zweiten Sohnes an.

Joachim v. Albert (11–14 Burgund), Hangelberg a. d. Spree, promovierte in Breslau zum Dr. iur.

Werner von der Schulenburg (11–14 Burgund), Schwilke bei Zielitz, Kr. Wolmirsdorf, bestand im November 1922 das Forstreferendarexamen.

Hans Kobligt (10–14 Staufeu), Berlin-Steglitz, Johanna Stegen-Strasse 28, vermählte sich im Juni 1922 mit Fräulein Elisabeth Frosch.

Unsere Leser haben, wie uns zahlreiche Anfragen beweisen, schmerzlich die Januarnummer vermisst. Dazu zwang uns die fast völlige Erschöpfung unserer Mittel. Nun sind wir durch einige größere Stiftungen, besonders die eines ehemaligen Heimlers, der 20000 Mark übersandte, in die Lage versetzt, wenigstens dieses kurze Nachrichtenblatt zu versenden. Es drängt uns, allen Spendern wieder herzlichst zu danken.

Bei der ungeheuerlichen Preissteigerung auf allen Gebieten – voraussichtlich werden der Druck und die Versendung dieses Blattes wieder unsern ganzen Bestand in Anspruch nehmen – ist das weitere Erscheinen der „Dahlemer Blätter“ ernstlich in Frage gestellt. Dennoch wollen wir versuchen, noch weiter durchzuhalten und das Band, das uns verknüpft, nicht zerreißen lassen. Zugleich bitten wir, zur Vermeidung von Irrtümern, uns jede Veränderung der Anschrift möglichst umgehend mitzuteilen.

Die Schriftleitung.



Als Handschrift gedruckt. Erscheint in der ersten Hälfte jeden Monats.
Postfachkonto: Berlin NW 7, 35221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Der zweite Dahlemer Tag

am 10. März 1923.

Von Wilhelm Koehler.

Autoanfahrt, festliche Beleuchtung, Stimmengewirr künden schon von weitem, daß heute im westlichsten Winkel Dahlems etwas Besonderes „los ist“. Die Wallfahrt vom Untergrundbahnhof will kein Ende nehmen, und mancher „Ehemalige“ begrüßt das alte Dorf Dahlem mit seiner Kirche, wundert sich über die zahlreichen Neubauten, wirft einen argwöhnischen Blick auf die „Denne“ zur Linken und tritt endlich durch das schmale Pförtchen in den Heimgarten, in „sein Haus“. Wie lange ist's her, daß man nicht hier war! Was liegt nicht alles dazwischen! Doch heute ist Dahlemer Tag, der zweite schon, und empfangsbereit wartet das Heim auf seine Gäste.

Es ist alles wie einst – und da flattern auch schon die Erinnerungen heran. Dort, in jener Stube – sie heißt ja noch wie damals – hast du geschlafen, dort oben als „Popel“ gehaust. Dort hängt ja noch das alte Bild, und dort steht das alte Sofa; und da draußen – richtig – da steht ja noch die alte Birke, die dich immer an „zu Hause“ erinnerte. Und nun die Hauseltern. Ein bißchen älter sind sie ja geworden, und sind doch die alten geblieben, ganz wie einst. „Weißt Du noch...?“ Und jetzt lacht der Doktor über alte Streiche, und die Hausmutter fährt ihren alten Jungen durch die Haare, wenn sie zu übermütig werden. Ganz wie einst. Und Erinnerung taucht alles Vergangene in leuchtendes Gold...

„Zu Tisch, zu Tisch“, mahnt die Hausfrau. Und nun sitzen sie an der langen Tafel im alten Speisesaal. Liegt denn keine Zeit zwischen damals und heute? Hat man denn nichts erlebt, ist man nichts geworden? Der Ritterguts- und Fabrikbesitzer, der Doktor und Assessor, der Offizier, der Student – sie alle sind heute die Jungen von ehedem und wollen nichts anderes sein. O selige Altheimlerleit!

Der Zeiger steht auf acht. Es ist Zeit. Festlich leuchten die Kaminofenster durch den lauen Abend. Und nun gibt's ein Begrüßen ohne Ende. „Wo kommst du her?“ „Wer bist du?“ „Wie siehst du aus?“ „Mensch, ist es möglich...?“ „Weißt du noch, wie wir —?“ So schwirrt es durcheinander und will kein Ende nehmen. Alles ist wie im Rausch der Wiedersehensfreude. Sie haben sich ja so lange nicht gesehen. Viele, die heute hier sind, fehlten ja am ersten Dahlemer Tage. Das ist ein Erzählen und Berichten und Fragen. Auch ehemalige Hausväter, Oberschulrat Hering (Staufen), Professor Hoppe (Wittelsbach), Dr. Dumrese (Aiskanien), ferner Direktor Kremmer und viele Lehrer sind erschienen, um ihren alten Schülern und Zöglingen eine Freude zu machen. — Die Festleitung hat, um größere „Sefshaftigkeit“ zu erzielen, im Gegensatz zum ersten Dahlemer Tage, wo man an langen Tafeln „saß“, kleine, einladende Einzeltischchen aufgestellt, aber niemand setzt sich, kaum daß die „Häuser“ sich in den Nischen für einige Augenblicke zusammenfinden. Immer wieder kommen neue Alt-Dahlemer und werden stürmisch begrüßt, immer wieder trifft man neue Bekannte, es ist ein Kommen und Gehen, ein ewiges Hin und Her. Doch einige Worte müssen doch gesagt werden. Schon steht der Kurator auf dem Podium, man macht „Pst“ — vergebens, man bittet um Schweigen — vergebens. Erst eine große Autohupe durchdringt das Stimmengewirr und schafft Ruhe. Schlichte, kurze Begrüßungsworte sind es, die der Kurator spricht, dem Ernst der Zeit und der Einfachheit dieser Zusammenkunft angemessen. Gruß und Dank. Und wieder, wie vor einem Jahre, klingen seine Worte aus in das Deutschlandlied, in das alle begeistert einstimmen.

Von neuem brausen die Wogen der Unterhaltung auf, bis das Alt-Dahlemlied die Festteilnehmer zu heiterem Sang vereinigt. Und alte Erinnerungen steigen bei jeder Strophe auf. Wie heißt es doch? „Die Popelzeit war schon recht fein, Hausmutter sorgt in Güte, doch besser war's, ein ‚Lausub‘ fein, Indianer von Gemüte.“ Doch, was ist denn das? Da kommen sie ja an, richtige Indianer; nur mit einem Lendenschurz (alias Badehose) bekleidet, die Rücken gräßlich bemalt, mit Speer, Schild und Tomahawk ziehen sie — auf dem Kriegspfad — durch den Saal, und lautlos, wie sie gekommen, gehen sie wieder davon.

Aber im Herzen klingt der Schwur am Ende des Liedes: „Wir schwören heute dir aufs neu, du liebes Dahlem, ew'ge Treu. Laßt uns die Gläser heben, Alt-Dahlem, du sollst leben!“ —

Die Stunden fliehen so schnell dahin. Noch immer nicht will sich der Sturm der Begeisterung legen. Erst die Zeit der letzten Untergrundbahn mahnt zum Aufbruch. Nur die „Unentwegten“ bleiben. Was, Untergrundbahn? Heute ist ja Dahlemer Tag! — Aber allmählich wird es doch stiller und stiller. Nur dort in der Nische sitzen sie noch zusammen und sprechen von alten Zeiten. Und dort auf dem Podium zeigt ein „Münchener“ der begeisterten Zuschauerschaft den modernsten Solotanz. Und Sander, der zuschaut, schüttelt den Kopf und sagt: „Ganz der alte“, und lacht. Dann klappt die Türe hinter dem letzten zu. Die Rufe draußen verhallen. Ein wehmütiges Raunen zieht durch den verödeten Saal: Der zweite Dahlemer Tag ist gewesen. — Es lebe der dritte!

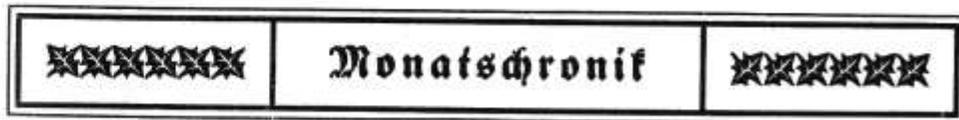
Altheimerspende für die Dahlemer Blätter.

Während des zweiten Dahlemer Tages erhob sich Herr Bennede-Stauffurt (11—18 Burgund) und hielt eine herzerfreuend „deutliche“ Ansprache an seine Kameraden mit dem Inhalt, die „Dahlemer Blätter“ nicht zu vergessen am heutigen Tage. Eine Sammelliste ging herum, deren Spalten sich mit Namen und vielfestigen Zahlen schnell füllten. Wir können es uns nicht versagen, die Namen der Zeichner und den Betrag der Zeichnung hier anzuführen: v. Müßling 10 holländische Gulden, Kothe 30 000 M., v. Bernuth 1 Ztr. Roggen, Kraemer 50 000 M., Thilo 20 000 M., v. Quast-Radenleben 75 000 M., v. Arnim 75 000 M., v. Derzen 50 000 M., v. Quast-Langen 50 000 M., v. Albert 10 000 M., v. Willich 50 000 M., Albrecht Baier 10 000 M., Eberhard Baier 10 000 M., Alves 5000 M., v. Hofe 5000 M., Pothmann 5000 M., v. Knoblauch 10 000 M., Rummel 10 000 M., v. Trotha 10 000 M., v. Wedelsaedt 10 000 M., v. Rottel 50 000 M., v. Wilamowik-Möllendorff 5000 M., Wallem 5000 M., Runke 5000 M., Stark 5000 M., Middelbort 5000 M., H. J. Müller 20 000 M., Moeres 10 000 M., Soltmann 50 000 M., v. Maltich 15 000 M., Schiller 15 000 M., B. S. Schulz 15 000 M., Brandes 20 000 M., v. Kaphengst 30 000 M., Kühne 20 000 M., v. Meerheimb 30 000 M., v. Flottwell 20 000 M., Schaafhausen 5000 M., v. Massenbach 10 000 M., v. Hammerstein 5000 M., Dennig 5000 M., H. J. Neumann 5000 M., Loeper 1 Ztr. Roggen, Marsch 2000 M., v. Maltzahn 2000 M., v. Simson 15 000 M., Riedel 10 000 M., v. Münchow 30 000 M., v. Rosenstiel 5000 M., Cornelius 5000 M., v. Glasenapp 5000 M., Hoene 5000 M., Bouffet 5000 M., R. v. Winterfeld 5 schweizer Franken, v. Schlieben 3000 M., v. Rosenberg 3000 M., Lehfeldt 2500 M., H. v. Wilamowik-Möllendorff 3000 M., Kinde 5000 M., Anger 3000 M., Kruse 5 holländische Gulden, Schilbach 50 000 M., Bennede 30 000 M. — Nachträglich sind noch eingegangen von v. Arnswaldt 3000 M., Kreher 25 000 M., Brack 5000 M., E. Schulz 15 000 M.

Zu unserer großen Freude können wir sagen, daß wir durch diese Spenden in die Lage versetzt werden, nach Deckung der Festunkosten die „Dahlemer Blätter“ bis auf weiteres wieder regelmäßig erscheinen zu lassen, wenn auch nur in dem verminderten Umfang von 4 Seiten. Denn so stolz und erhebend diese Spende ist, für ein achtfestiges Blatt würde sie selbst bei dauerndem Stillstand der Leuerung auch nicht entfernt bis zum nächsten Dahlemer Tage ausreichen. Selbst für ein Durchhalten einer vierfestigen Nummer werden wir auf weitere freundliche Gaben angewiesen sein. Und da richten wir unsere Bitte besonders an die, die nicht am Dahlemer Tage teilnehmen konnten: Spendet und helft auch ihr, jeder nach seinem Vermögen, wie eure Kameraden!

Euch allen aber Dank, herzlichen Dank für eure freundliche Gesinnung, auf die es uns ja zuletzt mehr ankommt als auf die Spenden! Wenn diese Gesinnung uns erhalten bleibt, werden sich auch weitere Mittel finden lassen, das Blättchen zu erhalten.

Die Schriftleitung.



17. II. 23 veranstaltete der Ruderverein — anstatt des wegen der Ruhrgebietsbesetzung abgesagten großen Ruderfestes — im Kasino eine schlichte Abschiedsfest für den scheidenden Protektor St. R. Schulz, an dessen Stelle St. R. Dr. E. Richter jetzt den Verein leitet. Viele Mitglieder und Gäste waren erschienen. Der Abend verlief unter zahlreichen Darbietungen sehr harmonisch.

- 26./27. II. 23 fand unter dem Vorsitz des Oberstudien Direktors Dr. Kremmer die Reifeprüfung statt. 34 Oberprimaner bestanden sie, unter ihnen die Heimler: Dietrich v. Arnswaldt (Oranien), Sohn des Rittergutsbesizers v. A. in Lobbin, Meckl.; Joachim Graf Königsmark (Badenberg), Sohn des verfl. Grafen K. in Berlin; Wolf Kraemer (Badenberg), Sohn des verfl. Rittergutsbesizers K. in Draulitten, Ostpr.; Erwin Kreher (Oranien), Sohn des verfl. Kommerzienrats K. in Berlin; Heinz Kimmel (Wettin), Sohn des Güterdirektors K. in Wonsowo, Posen; Jürgen Freiherr v. Maltzahn (Zähringen), Sohn des Geh. Oberregierungsrats Freiherrn v. M. in Hermannshöh; Joachim Marsch (Oranien), Sohn des verfl. Amtsrats M. in Stremmen; Hans-Gerd Middelborg (Zähringen), Sohn des Rittergutsbes. Dr. M. in Adamsdorf bei Solbin; Hans v. Mutius (Zollern), Sohn des Generalleutnants v. M. in Diebau; Heinz v. Rottke (Badenberg), Sohn des Rittergutsbes. v. R. in Labuhn; Thilo v. Trotha (Badenberg), Sohn des verfl. Kammerherrn v. T. in Altenburg; Georg Alves (16-17 Wettin), Sohn des Bankiers A. in Berlin; Kalau v. Hofe (15-20 Burgund), Sohn des Rittmeisters K. v. H. in Berlin; Dietrich Klein-Chevalier (20-21 Burgund), Sohn des Kunstmalers Professor K.-Ch. in Goslar. Außerdem bestanden die Reifeprüfung am Gymnasium zu Stolp Eduard v. Livonius (15-19 Zollern) und am Gymnasium zu Putbus auf Rügen Mathias-Döring v. Somnich (16-21 Badenberg).
9. III. 23 wurden die Abiturienten feierlich entlassen. St. R. Dr. Gotthardt hielt die Abschiedsansprache. Erich Gule - der neulich von der amerikanischen Vereinigung für staatsbürgerliche Erziehung als einziger Europäer einen Preis für seine Arbeit über „Die wesentlichen Grundlagen für das Zusammenwirken aller Menschen und Völker“ erhielt - sprach im Namen der Scheidenden, Kurt Herrmann (Burgund) im Namen der Schülerschaft. Von großer Wirkung war eine Aufführung von Szenen aus Ibsens Drama „Kaiser und Galiläer“, die St. R. Dr. E. Richter einstudiert hatte und leitete, durch Primaner. Nach der Zeugnisverteilung durch Direktor Kremmer schloß die Feier mit dem Gesang des „Komitats“. Am Abend fand im „Alten Krug“ ein Kommercé statt.
10. III. 23 der zweite Dahlemer Tag.
11. III. 23 veranstaltete der „Verein ehemaliger Arndt-Gymnasialisten“, der auf sein zehnjähriges Bestehen zurückblickt, im Anschluß an den „Dahlemer Tag“ bei „Südler“ einen Frühshoppen.



Die alten Kameraden



Abelbert Delbrück (13-15 Zollern), Berlin, Dörnbergstraße 6, verlobte sich im Februar 1923 mit Fräulein Berta v. Dorke, Stargardt.

Eberhard v. Bornstedt (11-16 Badenberg), Schlade in Pommern, und Frau Elisabeth, geb. v. Bornstaedt, zeigen die Geburt eines Sohnes an.

Hans H. v. Troilo (16-18 Badenberg), Cottbus, Promenade 3a, und Frau Alwine, geb. Lange, zeigen die Geburt einer Tochter an.

Dr. jur. Friß Leichen (11-16 Badenberg), Breslau, Marienstraße 8, verlobte sich mit Fräulein Käthe Reimer.

Infolge des Dahlemer Tages, über den wir noch in diesem Jahrgang berichten wollten, erscheint diese 12. Nummer mit großer Verspätung. Auch die Aprilnummer, die erste des 3. Jahrgangs, muß deshalb später, etwa am 15. April, erscheinen. Auf eine Zeichnung, wie wir sie anfangs planten, muß diesmal wegen Raummangels verzichtet werden. Aus demselben Grunde konnten wir auch die fertiggestellte Übersicht über den Inhalt des 2. Jahrgangs nicht abdrucken. Wir wollen am Schluß des 3. Jahrgangs - im März 1924 - ein Inhaltsverzeichnis beider Jahrgänge herausgeben.

Die Schriftleitung.